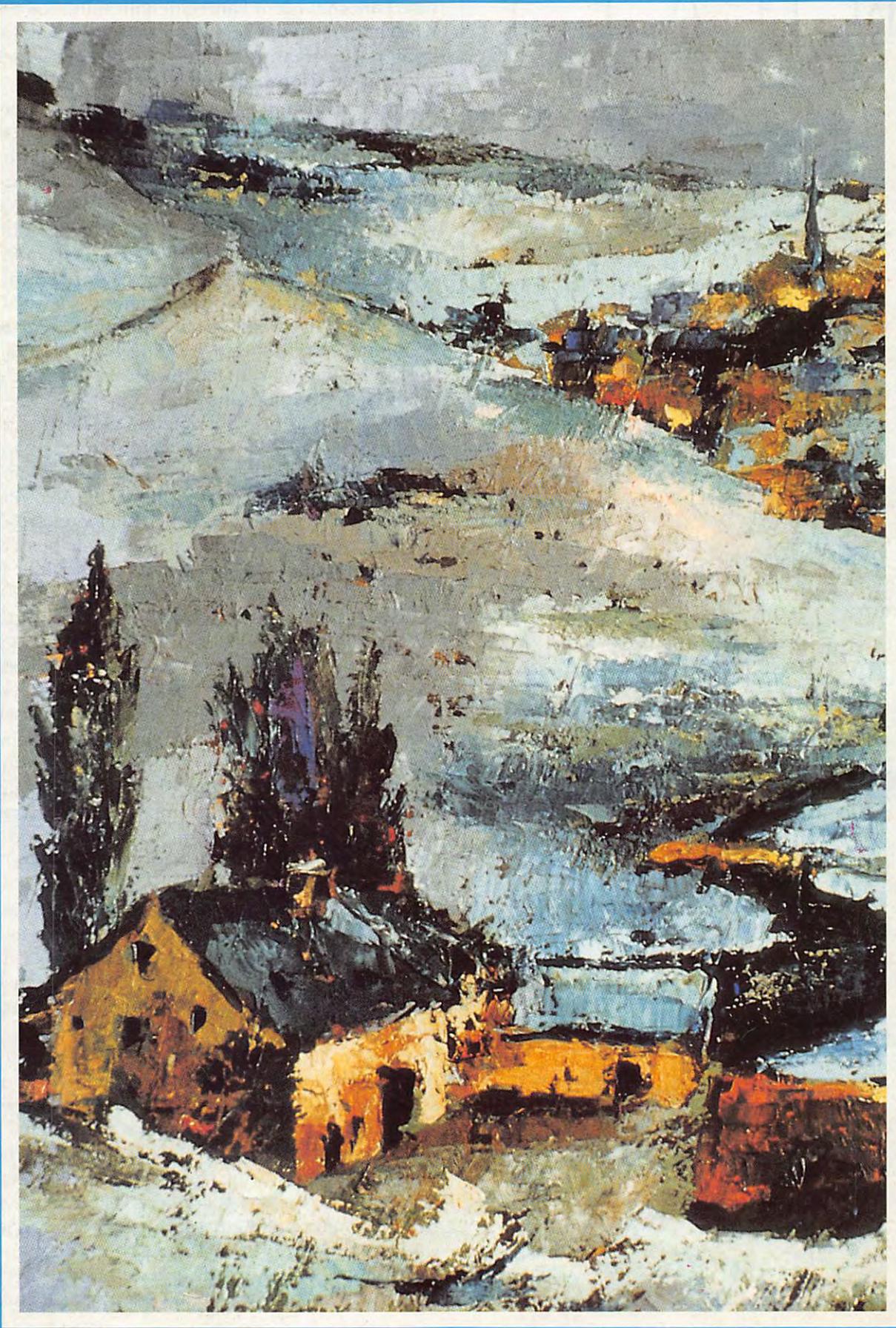


# heimat + mission



Hobscheid

10/11 1992

# I N H A L T

4 Von der Abhängigkeit und Verflechtung zu Partnerschaft und Solidarität

6 Heimat und Mission INFO  
Nachrichten aus der Weltkirche

8 Von Familie und Freunden ausgestoßen  
Ein Zuhause für AIDS-Patienten

17 Hobscheid  
Die Wegkreuze der Ortschaft Hobscheid

19 Hobscheid  
Ausflug in die Dorfgeschichte

20 Hobscheid  
In Hobscheids Hauschronik geblättert

9 Neue Bücher  
aus dem Verlag Kanisius

10 Die Kirche Luxemburgs  
in ihrem Werden, Wachsen und Wirken

12 Missionsgeschichte  
Die Geschichte der Kongomission

14 Der Hausarzt  
Neues und Wissenswertes aus der Medizin

15 Gott seen!

## 66. JAHRGANG – OKT./NOVEMBER 1992

HERAUSGEBER:	Herz-Jesu-Priester
SCHRIFTFLEITUNG:	P. Jean-Jacques Flammang
BILDER:	Prof. Norbert Thill in Zusammenarbeit mit P. Jos. Adam
NACHRICHTENAGENTUREN:	Documentation et Informations Africaines Dehoniana Informations
LAYOUT:	Lambert Herr
LITHOS:	Repro 55, Trier
DRUCK:	Sankt-Paulus-Druckerei AG, Luxemburg
VERLAG UND REDAKTION:	Heimat und Mission Clairefontaine L-8465 Eischen oder B-6706 Autelbas
VERWALTUNG UND ABONNEMENT:	P. Albert Huberty
ERSCHEINUNGSWEISE:	8mal jährlich und 1 Kalender
JAHRESABONNEMENT:	für Luxemburg und Belgien 450 F für Frankreich 80 FF für Deutschland 30 DM 22 02 81 oder 22 04 65 Vorwahl: aus Luxemburg 00 32 63 aus Deutschland 00 32 63 aus Belgien 063
TELEFONNUMMERN:	
ÜBERWEISUNGEN AN:	Heimat und Mission CCP 13759-82 Luxemburg
COPYRIGHT:	HEIMAT UND MISSION
TITELBILD:	Die „Follmillen“ Gemälde von Mars Schmit
RÜCKSEITE:	Die Eisch in Hobscheid

**S**teigt man auf einen hohen Berg, so wird man mit einem weiten Aussichtspunkt überrascht, von dem man die ganze Landschaft überblicken kann. Solch eine Panoramasicht kann einen im wahrsten Sinne des Wortes ins Staunen versetzen. Wir Menschen brauchen immer wieder Aussichtspunkte, die uns einen Überblick für das Ganze geben.

Als reife Christen brauchen wir auch immer wieder Aussichtspunkte, um einen Überblick fürs Leben zu erhalten, beziehungsweise zu bekommen. Solch einen Überblick für unser Leben ist der christliche Glaube selbst. Darunter sind nicht einfach Glaubenssätze zu verstehen. Der christliche Glaube ist ja nicht bloß eine Sache des Verstandes. Gelebter Glaube berührt ja alle Fasern unserer menschlichen Existenz. Deshalb können wir auch nicht darüber urteilen, wieviel Glauben ein Mensch im Tiefsten hat, ob und wie er mit Gott verbunden ist. Gottes Maßstäbe sind anders als die unsrigen. Wir wissen lediglich aus dem Wesen des Glaubens: am Ende unseres Lebens wird die gelebte Liebe zählen. Der herausragende geistliche Autor Bernardin Schellenberger vergleicht den Glauben mit einer Wanderkarte, die den Weg zu einem reifen, verantwortlichen Glaubensleben ermöglicht. Also nicht bloß spontan ein lieber freundlicher, hilfsbereiter Bürger zu sein, sondern auch zu wissen, woher die besten Antriebe stammen; bewußt Kontakt zu haben mit der Quelle, die unser Leben speist. Es geht darum, den Sinn im Leben zu finden. Wer einen Sinn im Leben gefunden hat, bekommt einen klaren Blick für das Ganze. Er weiß, was er tut und warum er es tut und daß er sich ausdrücklich „dem Geber aller guten Gaben“ verdankt, um somit zu Gott in eine – im wahrsten Sinne des Wortes – eucharistische Beziehung einzutreten. Dieses Glaubensbewußtsein der Menschen kennt Stufen der Entwicklung, genau wie unser Selbstbewußtsein Stufen der Entwicklung kennt. In uns gibt es sozusagen die erbliche Anlage und Fähigkeit, Freunde und Partner Gottes zu werden. An Ostern feiern wir ja Jahr für Jahr, daß wir als Getaufte zu Christus gehören und Anteil an seinem göttlichen Leben haben. Genau genommen ist die Taufe der Einstieg in den Stufenweg einer Glaubensentwicklung. Die Taufe bedeutet ja: Gott immer besser zu erkennen und im Glauben erwachsener zu werden. Aber leider kommt diese Entwicklung oft ins Stocken.

Wenn man die „Wanderkarte“ des Glaubens etwas genauer unter die Lupe nimmt, so entdeckt man verschiedene Stufen. Leibhaftig fängt unser Glauben an – im Leib unserer Mutter. Dort kann jeder Mensch unbeußt noch, aber um so tiefer, körperlich, mit Leib und Seele, Einheit, Wärme und Geborgenheit erfahren, also jenen Zustand des Friedens. Die biologische Einheit von Mutter und Kind während der Schwangerschaft wäre sozusagen die Vor-Form der mystischen Einheit von Gott, All und Mensch, und damit die Ur-Form von Glauben. Manche Theologen gehen so weit zu behaupten,

ten, alles Wesentliche für den Glauben eines Menschen, für seine Einstellung zum Leben werde in der Schwangerschaft und den ersten zwei, drei Lebensjahren grundgelegt. Unbewußte Eindrücke können lebenslang Erinnerungsspuren hinterlassen. Zur positiven Lebenseinstellung eines Neugeborenen gehört wahrscheinlich der Augenkontakt mit der Mutter. Die Augen der Mutter sind der erste Spiegel, in dem sich das Kind spiegeln kann, sich realisiert. Das Kind sieht im Gesicht der Mutter, wie die Mutter es ansieht, und es sieht sich dadurch selbst. Die Mutter lächelt dem Kind – das Kind lächelt der Mutter. So kann ein Kreislauf der Freude und Lebenszuversicht beginnen. Das

## Mit der Wanderkarte des Glaubens durchs Leben gehen

Kind spürt: Ich darf sein! Das ist die erste Gnade, die ein Kind erlebt; das ist wie ein Freispruch vom Todesurteil der Kinderaussetzung. Wer das als Kind erlebt hat, der kann den Enttäuschungen und Frustrationen, die das Leben so mit sich bringt, besser durch ein grundsätzliches Vertrauen standhalten.

So wie die Kinder beim Gehenlernen anfangs die Hand eines Erwachsenen brauchen, der sie führt, so brauchen sie auch beim religiösen, geistigen „Gehenlernen“ Stützung durch die Menschen, denen sie vertrauen und auf die sie sich verlassen können. In dieser Zeit ist das Kind aufgeschlossen für Rituale; es hat seine Freude daran, Feste zu feiern. Weihnachten hinterläßt tiefe Spuren im seelischen Leben des Kindes. So lernt das Kind seinen Stand in der Welt, in der Gemeinschaft und auch im Glauben finden. Wo das nicht stattfindet, ist womöglich alles weitere auf Sand gebaut: Schon wenn Vater und Mutter sich nicht mehr ans Bett des Kindes setzen und ihm persönlich eine Geschichte erzählen, sondern das einer Erzähl- oder Videokassette überlassen, fällt die menschliche und persönliche Zuwendung weg, und das bedeutet Verarmung. Es ist bedenklich, wenn ein Kind einem wüsten Mischmasch von Erzählungen und Gefühlen ausgesetzt wird durch ein anonymes Medium, das ihre Neigung, sich faszinieren zu lassen von Gewalt, „Action“, impulsiver Zerstörungswut und Tod hemmungslos ausgenutzt und ihnen keinerlei Hilfe bietet, all das in ein sinnvolles Ganzes einzuordnen. Kein Wunder, daß immer mehr Kinder, die dem ausgesetzt sind, gewaltige Konzentrationsunfähigkeit zeigen und nicht mehr in der Lage sind, alles auf einen Nenner zu bringen.

Damit das Kind sich religiös entwickeln kann, braucht es Bilder und Geschichten. Kinder glauben buchstäblich alles, was in der Bibel steht. Das ist auch gut und richtig. Man kann allerdings als Erwachsener stur und fest ein Leben lang am Buchstaben festhalten (z. B.

Sekten, Fundamentalisten) oder den ganzen Glauben als Kindermärchen wegwerfen, weil – so meinen sie – diese biblischen Geschichten nicht wahr sind. In unserem religiösen Leben kommen wir einfach nicht aus ohne Bilder und Geschichten. Sie drücken das Unsichtbare aus. Übrigens gebrauchen wir ja auch in unserer Alltagssprache ständig Bilder. Wir sprechen vom Aufstieg einer Firma. Wer hat schon einmal eine Firma aufsteigen gesehen wie einen Luftballon oder einen Hubschrauber? Unsere Bilder sind also nicht die Wirklichkeit selbst. Sie sind ein Hinweis auf die Realität, also ein Hilfsmittel.

Das, was wir glauben, und die Art, wie wir glauben, ist, wenn es gut geht, ständigen Wandlungen unterworfen. Der Glaube eines Schulkindes ist ganz anders als der eines Jugendlichen oder Erwachsenen. Viele Erwachsene sind allerdings auf dem religiösen Bildungsstand von Schulkindern stehengeblieben. Kein Wunder, daß sie mit diesem „Glauben“ nichts mehr anfangen können und ihn entweder verachten oder große Schwierigkeiten mit ihm haben.

In unserer Jugend sind wir darauf ausgerichtet, den anderen kennenzulernen. Auch Gott will, daß wir ihn kennenlernen. Gott hat sich zum Glück aufgeschlossen, erschlossen in Jesus Christus. Jemanden kennenlernen ist nicht wie eine Theorie oder eine Lehre, sondern es bedeutet in eine persönliche Beziehung eintreten. Der Schlüssel zum Kennenlernen ist die Liebe. Allein die Liebe macht beziehungsfähig. Nach dem heiligen Bernard von Clairvaux gibt es drei Arten der Beziehung von Menschen zu Gott: Sklave Gottes, Lohnarbeiter Gottes oder Sohn (bzw. Tochter) Gottes. In einer unreifen Art von Beziehung könne man sich als Sklave Gottes fühlen. In dieser Form von Beziehung handelt man aus Angst vor Strafe. Man sagt sich: Wenn ich Gottes Gebote übertrete, geht es mir schlecht, jetzt schon, und erst recht bei der großen Abrechnung.

In einer anderen unreifen religiösen Beziehung könne man Gott gegenüber die Einstellung eines Lohnarbeiters einnehmen, um sich die Gnade und die Liebe Gottes und dereinst den Himmel zu verdienen.

Die dritte Art ist eine reife religiöse Beziehung, die sich eins weiß mit Gott. Daher spricht man auch von Sohn (bzw. Tochter) Gottes. Hier erfährt man, daß es nichts Schöneres gibt, als in der Beziehung mit Gott zu leben. Ein solches Leben trägt seinen Lohn in sich. Hier herrscht ein Vertrauensverhältnis. Man ist überzeugt, daß Gott uns besser kennt als wir uns kennen. Mit dem christlichen Glauben ist es wie mit dem Mond: entweder er nimmt ab oder er nimmt zu. Wird unser Glaube in seinem Entwicklungsweg nicht gebremst, so nimmt er Höhen und Tiefen an, an denen es viele Menschen buchstäblich aus der Bahn wirft. So öffnet sich der Glaube für das Leben und das Leben für den Glauben – und beides zusammen wird zu einem ungeheuer attraktiven Entwurf des Menschseins.

Theo Klein SCJ

\* Dieser Artikel ist inspiriert aus: Bernardin Schellenberger: Aufstieg in die Weite, Herder 1992.

# Von Abhängigkeit und Verflechtung zu Partnerschaft und Solidarität

Eine Erklärung des Erzbischofs von Luxemburg zum 500. Gedenkjahr der Evangelisierung Lateinamerikas

**Z**um 500. Gedenkjahr der Evangelisierung Lateinamerikas wurde am 12. Oktober im Luxemburger Wort, LW-Beilage Christoph Columbus, nachstehende Erklärung des Erzbischofs von Luxemburg veröffentlicht. Da hier Grundlegendes auch zum Missionsverständnis ausgesagt wird, wollen wir diesen Beitrag den Lesern von „Heimat und Mission“ zugänglich machen.

Am 12. Oktober finden in Santo Domingo in Anwesenheit von Papst Johannes Paul II. bedeutsame Gedenkfeiern statt zum 500. Jahrestag jenes Ereignisses, das wir aus unserer europäischen Sicht die „Entdeckung Amerikas“ nennen, das aber in der Perspektive der Ureinwohner dieses Kontinents und ihrer Nachkommen wohl eher als „Aus- und Eingriff Europas“ zu bezeichnen wäre. Bei diesen Feiern, die von der Entdeckungsgeschichte und der Geographie her vor allem den südlichen Teil des Kontinents, also Lateinamerika im Blick haben, wird es Licht und Schatten geben, wie es der kontrastreichen, von Heil und Unheil geprägten Geschichte Lateinamerikas in diesem halben Jahrtausend entspricht.

Als Kolumbus am 12. Oktober 1492 in San Salvador an Land ging und im Namen seines Königs von der Insel Besitz ergriff, pflanzte er dort die königlichen Banner und das Kreuz auf. Die königlichen Banner stehen für die nun einsetzende *Conquista*, die von der Gier nach Gold, Gewürzen und anderen Reichtümern beherrschte gewaltsame Eroberung des neu erkundeten Landes, die nicht nur zur Versklavung der Urvölker Amerikas und zur Vernichtung ihrer Kulturen, sondern vielfach auch zu ihrem fast gänzlichen Aussterben führte, das dann seinerseits die Einfuhr afrikanischer Sklaven zur Folge hatte.

Mit der Einpflanzung des Kreuzes sollte der Weg für die Verbreitung des Evangeliums geöffnet werden, die denn auch gleich durch die Beteiligung von Geistlichen an der zweiten Überfahrt des Kolumbus im September 1493 eingeleitet wurde.

Conquista und Mission sind jedoch keine säuberlich getrennten Vorgänge. Wie so vieles im Leben und in der Geschichte sind sie ineinander verwoben. Die vielfältigen Verflechtungen zwischen der Evan-

gelisierung und der überaus leidvollen Geschichte der Eroberung sind uns heute näher bekannt. Vielfach wurden fragwürdige Verhaltensmuster, die sich im Lauf der über 400 Jahre dauernden *Reconquista*, der Rückgewinnung der Iberischen Halbinsel aus islamischer Herrschaft, entwickelt hatten auf die völlig anders gartete Begegnung mit den Völkern der „Neuen Welt“ übertragen. Oft auch war der Missionsauftrag für die Conquistadores nur ein Vorwand, aus dem sie – zu Unrecht – die Befugnis ableiteten, sich die Besitztümer der den Vereinnahmungs- und Bekehrungsversuchen widerstrebenden Einwohner gewaltsam anzueignen. Mehr als einmal kam es auch zu Zwangsbekehrungen.

Das alles müssen wir sehen und zutiefst bedauern, in der Demut der Wahrheit, wie es Papst Johannes Paul II. bereits 1984 im Hinblick auf die Fünfhundertjahrfeier anregte. Die Erinnerung an 1492 muß deshalb eine Zeit der Besinnung, der Prüfung des Gewissens, der Reue und der Läuterung sein, die uns hilft, aus den Irrungen der Vergangenheit zu lernen und die Aufgaben von heute und morgen mit erneuertem Mut ins Auge zu fassen.

Wir sollten aber neben den Schatten nicht aus falscher Bescheidenheit auch die Lichtseiten übersehen und nur eine Seite der geschichtlichen Wahrheit beachten. Wahr ist auch, daß bereits sehr früh Päpste wie Paul III., Bischöfe wie der nikaraguanische Märtyrer-Bischof Antonio de Valdivieso sowie zahlreiche Missionare und Ordensleute ganz fest gegen die eben erwähnten Vorgehensweisen protestiert haben und mit allem Nachdruck für die Achtung der menschlichen Würde der Ureinwohner und ihres Besitzes eingetreten sind. Unter ihnen sind vor allem der Dominikaner Antón de Montesinos und sein Mitbruder Bartolomé de Las Casas, ein bekehrter Conquistador, zu nennen,

deren Überlegungen und Erkenntnisse über den Weg spanischer Theologen und Juristen maßgeblich zur Grundlegung des modernen Völkerrechts und der Allgemeinen Menschenrechte beigetragen haben.

Wahr ist vor allem auch, daß in den 500 Jahren, die zwischen 1492 und heute liegen, die erlösende Botschaft des Evangeliums, wenngleich oft auf verschlungenen und leidvollen Wegen, auf den amerikanischen Kontinent vorgedrungen ist und vielen Menschen dieses Erdteils, gerade unter den Ärmsten, Licht und Hoffnung geschenkt hat und bis heute schenkt. Die Verkündigung des Glaubens an Jesus Christus, die Einpflanzung der Kirche, das heute inmitten der Völker Lateinamerikas als aufrichtende und sammelnde Kraft so machtvoll wirkende lebendige Gotteswort, sind nicht hoch genug zu schätzende Geschenke, die der Herr der Geschichte dem amerikanischen Kontinent in diesen 500 Jahren zuge-dacht hat. Dieses umfassende Geschenk der Evangelisierung steht denn auch im Mittelpunkt der Feiern und der Überlegungen dieser Tage; es ist für die Kirchen Amerikas der eigentliche Grund zum Gedenken und Danken, in das auch die Kirchen Europas in aller Bescheidenheit und Selbsterkenntnis einstimmen dürfen und sollen.

Denn die Geschicke der „Alten“ und der „Neuen Welt“ sind, seit diese sich an jenem denkwürdigen 12. Oktober 1492 in der Gestalt des Kolumbus und der Aruak auf Salvador erstmals begegneten, engstens miteinander verflochten. An uns ist es, das was darin an Unheils- und Schuldverflechtung gegeben ist, zu überwinden und in Solidarität und Partnerschaft zu wenden.

Konkret finden solche Partnerschaft und Solidarität seit Jahrzehnten ihren Ausdruck im unermüdlichen Einsatz der in Lateinamerika tätigen Luxemburger Priester und Entwicklungshelfer sowie in der von Luxemburg ausgehenden Entwicklungshilfe. Dank der Hochherzigkeit vieler Katholiken kann das Werk „Bridderlech Delen“ in diesem Jahr 22 Entwicklungsprojekte in Lateinamerika unterstützen.



Dafür werden 6 Millionen Franken aus Eigenmitteln eingesetzt, die sich durch die Kofinanzierung der Luxemburger Regierung, der Europäischen Gemeinschaft und verschiedener anderer Organisationen auf nahezu 32 Millionen erhöhen.

Das ist ohne Zweifel eine beachtliche Summe. Dennoch dürften wir damit unsere Verpflichtung gegenüber den Völkern und Kirchen Lateinamerikas nicht erfüllt haben. Denn auch mit diesen Summen sind wir in einem Land mit dem höchsten durchschnittlichen Lebensniveau von dem durch die UNO bereits 1970 gesetzten Ziel, 0,7% des Bruttonationalprodukts für Entwicklungshilfe zu verwenden, immer noch weit entfernt.

Unterdes wächst die internationale Verschuldung Lateinamerikas ins Unermeßliche. Sie belief sich Ende 1989 auf die astronomische Summe von 417 Milliarden Dollar. Diese Schuldenlast ist eines der größten Hindernisse für die Entwicklung der Völker in Lateinamerika und für ihre menschlich-christliche Förderung, die der Papst der am kommenden 12. Oktober in Santo Domingo beginnenden vierten Generalversammlung des CELAM im Zusammenhang mit der Neuevangelisierung des Kontinents als Ziel vorgegeben hat. Müßte darum nicht das Jahr 1992, in Anlehnung an die alttestamentlichen Ju-

beljahre ein „Jahr der Gnade“ (Lev 25,8-17) sein, ein Jahr, in dem Wege zum Erlaß der Schulden gefunden und geebnet werden, damit die Völker Lateinamerikas aufatmen und an die Planung einer menschenwürdigen Zukunft herangehen können?

Ein Mehr an echter Solidarität und Partnerschaft, an wirklichem „Teilen“, an Selbstlosigkeit und an Selbstbescheidung in unseren Ansprüchen und in unserem Lebensstil ist und bleibt also ein Gebot dieser Stunde, das gerade im Licht der 500jährigen Geschichte der Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika zu einer dringlichen Herausforderung wird. Unsere Frage kann in Zukunft nicht mehr lauten: „Was können wir für Euch tun?“, sondern eher: „Was können wir gemeinsam tun? Was können wir füreinander tun, sowohl Europäer als auch Lateinamerikaner?“

Partnerschaft mit den Kirchen Lateinamerikas bedeutet daher nicht zuletzt, daß wir von diesen Kirchen lernen. Die Vorzugsoption für die Armen, die die Kirche Lateinamerikas 1969 auf der zweiten Generalversammlung des Lateinamerikanischen Bischofsrates CELAM in Medellín unter dem Impuls von Papst Paul VI. getroffen und auf der dritten Versammlung in Puebla 1979 mit Papst Johannes Paul II.

vertieft hat, ist eine Entscheidung, die für die Kirchen aller Kontinente richtungsweisende Geltung hat. Die Kirchen Lateinamerikas sind sich heute bewußt, daß sie innerhalb der weltweiten kirchlichen *Communio* nicht nur Empfangende, sondern auch Gebende und Schenkende sind. „Wir müssen von unserer Armut schenken“, heißt es im Schlußdokument von Puebla (1979), Nr. 268. „Andererseits können unsere Kirchen auch etwas Originelles und Wichtiges bieten: ihren Sinn des Heiles und der Befreiung; ihre reiche Volksfrömmigkeit; die Erfahrung der Basisgemeinden; das Aufblühen der kirchlichen Dienste; ihre Hoffnung und ihren frohen Glauben.“

Die Frage ist, ob wir bereit sind, uns von dieser Hoffnung und diesem Glauben anstecken zu lassen und die Geschenke unserer Schwesterkirchen anzunehmen als Beitrag und Impuls für unsere eigene Evangelisierung und Umkehr. Dann könnte die Erinnerung an 1492 für alle Beteiligten, Europäer wie Amerikaner, zu einer Wende und zum Anfang einer neuen, gerechteren und menschlicheren Weltordnung werden.

Luxemburg, den 9. Oktober 1992

+ Fernand Franck  
Erzbischof von Luxemburg

**DOMINIKANISCHE REPUBLIK**

Vor dem umstrittenen Leuchtturm in Form eines Kreuzes, den die Regierung der Dominikanischen Republik unter hohem Kostenaufwand hat errichten lassen zum Andenken an die Ankunft von Christoph Kolumbus im Jahre 1492 und als Mausoleum für seine Gebeine, wird Papst Johannes Paulus II. am 11. Oktober eine Messe im Freien feiern.

Der Leuchtturm ist zum Symbol des Zwiespaltes geworden, der entstanden ist um die 500-Jahr-Feier der Entdeckung Amerikas. Für die Machthaber ist er ein Monument, das der Größe des Ereignisses und der Bedeutung der Evangelisation des amerikanischen Kontinentes würdig ist. Sie vergleichen ihn mit der Freiheitsstatue in den Vereinigten Staaten. Für die Kritiker hingegen sind der hohe Preis, den seine Erbauung das Land gekostet hat, die Urbanisierungsmaßnahmen, die damit verbunden waren, sowie die Tatsache, daß vorher die Lichter anderer Leuchttürme auf der Insel Santo Domingo erloschen, ein Symbol der Vernichtung der einheimischen Kulturen und Völker Amerikas durch die europäische Ausbeutung, eine Triumphgebärde in einem Augenblick, wo eher ein Gefühl der Scham angebracht wäre.

THE TABLET, 29. August 1992

**MALAWI**

Kirchliche Organisationen aller Konfessionen fahren fort, Druck auszuüben auf die Regierung Malawis nach dem Fastenhirtenbrief der katholischen Bischöfe. Einige Zugeständnisse haben sie schon erreicht, aber was die großen Fragen der Menschenrechte und des Mehrparteienstaates angeht, ist noch kein Durchbruch erzielt.

Der Christliche Rat Malawis, in dem alle nichtkatholischen Kirchen vereinigt sind, verbreitete am 26. August einen offenen Brief an die Regierung Malawis, der für jede Generation das Recht verlangt, jene Regierungsform zu wählen, die ihr zusagt. Zu diesem Zweck schlägt der Rat ein nationales Referendum vor unter Aufsicht von internationalen Beobachtern der Vereinten Nationen, des Internationalen Roten Kreuzes oder anderer Organisationen von vergleichbarer Bedeutung und Ansehen.

Die Livingston-Synode der Presbyterianischen Kirche von Zentralafrika hat auch ein Aktionsprogramm aufgestellt und verlangt ebenfalls ein Referendum sowie die Freilassung aller politischen Gefangenen,

# Nachrichten aus der Weltkirche

von denen sie drei bei Namen nennt: Chakufwa Chibana, Gewerkschaftsführer, sowie Herr und Frau Orton Chirwa.

Die Angriffe auf Verantwortliche der Kirchen werden fortgesetzt. Montags nachdem eine Demonstration in Mzuzu verboten worden war, wurde Aaron Longwe, gewählter Moderator der Livingston-Synode der Presbyterianischen Kirche, gefangengenommen, und ein irischer Missionar, P. Tom Leahy, wurde des Landes verwiesen.

THE TABLET, 5. September 1992

**MOSAMBIK**

Zwei Jahre lang haben die Verhandlungen in Rom gedauert, die jetzt abgeschlossen wurden, und sie haben den Bürgerkrieg nicht beendet. Aber Mosambik war nie so nahe am Frieden als jetzt, da am 7. August die beiden Führer der kriegführenden Parteien, Präsident Joaquim Chissano von der FRELIMO und Alfonso Dhlakama von der RENAMO, in Rom eine gemeinsame Erklärung unterschrieben haben, in der sie sich verpflichten, bis zum 1. Oktober dieses Jahres einen Friedensvertrag abzuschließen.

Wohl werden die Morde und Plünderungen fort dauern, solange kein fester Waffenstillstand vereinbart wurde. Demokratie und wirtschaftlicher Fortschritt werden erst in Mosambik einkehren, wenn dort Friede herrscht. Und die Herren Chissano und Dhlakama sind eine moralische Verpflichtung gegenüber der Internationalen Völkergemeinschaft eingegangen, das Datum des ersten Oktober für die Beendigung des letzten Krieges im südlichen Afrika einzuhalten.

A.N.B.-B.I.A., Nr. 219,  
1. September 1992

**SUDAN**

Berichten aus Teheran zufolge hat die iranische Regierung beschlossen, weitere Waffen und militärische Berater nach dem Sudan zu entsenden. Der Beschluß wurde gefaßt nach dem Besuch einer hochrangigen sudanesischen Delegation in Teheran, welcher hohe Offiziere des Heeres

und der Sicherheitspolizei angehörten. Die Delegation besprach mit der iranischen Regierung die Pläne der sudanesischen Regierung, um den Süden von den Rebellen der SPLA zu säubern. Die Information kommt zu einem Zeitpunkt, an dem Sicherheitsorgane im Westen und in den Nachbarländern des Sudan den Iran beschuldigen, den Sudan zu benutzen, um die islamische Revolution nach Nordafrika und besonders nach Algerien und Tunesien zu exportieren,

A.N.B.-B.I.A., Nr. 219,  
1. September 1992

**SUDAN**

Zwei katholische Bischöfe des Südsudan, Mgr. Josef Gasi Abangite von Tombura-Yambio und Mgr. Paride Taban von Torit, deren Diözesen in dem von der Südsudanesischen Befreiungsarmee gehaltenen Gebiet liegen, haben Ende August in einem Brief den „Völkermord“ angeprangert, den das Heer anrichtet in Juba, der Hauptstadt des Südsudan, nach einem Angriff der Befreiungsarmee in der zweiten Juliwoche. Hunderte von Zivilisten wurden während der Kämpfe getötet, und nachher hat das Heer ein wahres Klima von Terror und Gewalt über die Stadt verhängt. Alle ausländischen Missionare wurden aus Juba vertrieben, vielleicht um zu verhindern, daß sie Zeugen werden von den Greueln, die das Heer unter der Zivilbevölkerung anrichtet. Der Flughafen wurde geschlossen und die Straßen vermint, so daß die Bevölkerung – 300 000 Personen – dem Hungertod ausgesetzt ist. Junge und gebildete Leute werden von den Soldaten zusammengetrieben und verschwinden, während diejenigen, die der Kollaboration mit der Befreiungsarmee angeklagt sind, ohne weiteres getötet werden.

THE TABLET, 5. September 1992

**GHANA**

Die katholischen Bischöfe in Ghana haben das Weiterbestehen von Unterdrückungsgesetzen im Rechtssystem des Landes sowie die Zerstörung der Umwelt verurteilt. Sie appellierten an die Regierung und an die Kirchen, sich einzusetzen für die Rückkehr zu einer freien und demokratischen Konstitution. In der Verlautbarung, die sie zum Schluß ihrer jährlichen Allgemeinen Versammlung herausgaben, riefen sie die gerichtlichen Instanzen des Landes auf, die anhängigen Prozesse schnell und ehrlich abzuhandeln.

A.N.B.-B.I.A., Nr. 219,  
1. September 1992

## WEISSRUSSLAND

Die Abteilung Sozialwissenschaften der Staatlichen Universität von Weißrußland hat kürzlich eine Art Volkszählung durchgeführt, um die Religionszugehörigkeit der Bürger des Landes zu ermitteln. 60 Prozent gaben an, zur orthodoxen Kirche zu gehören, 30 Prozent erklärten sich als Atheisten, 8 Prozent als römisch-katholisch, 1 Prozent als Katholiken des orientalischen Ritus, 1 Prozent gaben an, Protestanten zu sein oder andern Religionsgemeinschaften anzugehören.

Diese Zählung sorgte für mehrere Überraschungen. Auf der Basis dieser Studie würde die römisch-katholische Bevölkerung Weißrußlands 800 000 Seelen zählen. Der Vatikan hat jahrelang die Zahl der Katholiken in Weißrußland mit 2 Millionen angegeben. Es ist nicht deutlich, woher diese Zahl stammt. Es könnte jedoch sein, daß sie eine Hochrechnung ist, die auf den Zahlen von vor dem Zweiten Weltkrieg fußt, als der westliche Teil Weißrußlands zu Polen gehörte, ohne dabei jedoch die Veränderungen in der Bevölkerung zu berücksichtigen, die durch die von Stalin angeordneten Deportationen und Säuberungen hervorgerufen wurden, sowie die Auswanderung der polnischen Bevölkerung über die neuen Grenzen in das alte Heimatland.

Die Zahl der Katholiken des orientalischen Ritus beträgt nach dieser Zählung 100 000, zwei- oder dreimal soviel wie die unierte Kirche bis jetzt annahm. Die Protestanten hingegen sind viel weniger zahlreich, als man es auf Grund der Teilnehmerzahl an ihren religiösen Veranstaltungen glauben könnte. Protestantische Kirchen aus den Vereinigten Staaten, Schweden und Deutschland haben Missionen in Weißrußland eröffnet, und ihre Gottesdienste ziehen große Menschenmengen an, aber scheinbar fühlen viele Besucher dieser Gottesdienste doch keine permanenten Bindungen zu diesen Kirchen.

THE TABLET, 29. August 1992

## VATIKAN

Der Vatikan hat diplomatische Beziehungen aufgenommen zu der Republik Kirgisistan, einer früheren sowjetischen Republik, die an China grenzt. Es gibt keine kirchlichen Einrichtungen in Kirgisistan, und das Jahrbuch des Vatikans gibt an, daß es keine Informationen gibt über die Zahl der Katholiken, die in dieser Republik von 4,3 Millionen Einwohnern leben.

THE TABLET, 12. September 1992

## GUATEMALA

In ihrem Hirtenbrief zur 500-Jahr-Feier der „Entdeckung“ Amerikas erklären die Bischöfe von Guatemala, daß schon vor Ankunft der spanischen Missionare die „Samenkerne des Wortes Gottes“ im Volke der Maya, das in Guatemala wohnte, wirksam waren. Unter den ersten Glaubensboten gab es jene, die das begriffen und eine Inkulturation des Glaubens versuchten. Aber „es gab auch Missionare, die nicht die ganze Tragweite dieser Samenkerne des Wortes erkannten, weil sie sich nicht befreien konnten von der falschen Vorstellung, daß die europäische Kultur der Kultur der Indios überlegen war, und weil ihre Vorstellung von dem Götzendienst und der Magie sie dazu anspornte, Tempel und Monumente zu zerstören, Riten und Festlichkeiten zu verbieten, Schriftstücke und andere Dokumente zu verbrennen“.

Die Bischöfe von Guatemala, welche die Anklagen und die Anliegen der Indios als gerechtfertigt ansehen (sie bitten die Indios um Verzeihung für die Fehler der Vergangenheit), erklären, daß sie eine neue Pastoral der Indios in die Wege leiten wollen, um „eine autochthone Kirche zu bilden mit eigenem Gesicht, eigenem Herzem, eigenem Gedankengut, eigenen Pastoralagenten und einer eigenen Organisation, die den eigenen Glauben und die Gottesanbetung in einer freudvollen Liturgie ausdrückt durch Benutzung der Sprache und der kulturellen Manifestationen der Indios . . .“.

ADISTA, 59/1992, 16. September 1992

## RUSSLAND

Die päpstliche Kommission „Pro Russia“ hat allen katholischen Bischöfen Rußlands und der ganzen GUS ein Memorandum zukommen lassen. Dieses Dokument trägt das Datum des 1. Juni, wurde aber später verschickt. Es handelt über die Richtlinien, die im Umgang mit der orthodoxen Kirche zu berücksichtigen sind: die Notwendigkeit einer ökumenischen Bildung und der vertrauensvollen Mitarbeit mit der orthodoxen Hierarchie, das Vermeiden von jedwedem Proselytismus, Umsicht und Mäßigung in der Aufteilung der Gotteshäuser dort, wo die katholische Kirche, und an erster Stelle die unierte Kirche, wieder zugelassen ist. Das Moskauer Patriarchat hat sich zufrieden geäußert über die in diesem Dokument enthaltenen Richtlinien und Absichten, doch gleichzeitig bedauert es, daß vor Ort die Taten nicht immer den Worten entsprechen.

A.R.M., 15. September 1992

## BRASILIEN

Am 25. August wurden Bischof Kosinski von Tres Lagoas und zwei seiner Mitarbeiter auf grausame Weise von Unbekannten mißhandelt. Man fand ihn am folgenden Tag bewußtlos in seiner Wohnung infolge schwerer Mißhandlungen und höchstwahrscheinlich auch der Verabreichung von Betäubungsmitteln. Er leidet an einem Beckenbruch, aber sein Leben ist nicht mehr in Gefahr. Die Polizei sieht in diesem Angriff keinen Versuch von politischer Intimidation. Bischof Kosinski ist jedoch bekannt wegen seines Einsatzes zugunsten der Landarbeiter seiner Diözese.

A.R.M., 15. September 1992

## KAMERUN

Zwei Schwestern aus dem Orden der Töchter vom Heiligsten Herzen Jesu wurden in Djoum im Süden Kameruns ermordet in der Nacht vom 11. auf den 12. August. Schwester Germaine Hussand, 58 Jahre alt, war Engländerin, Schwester Léonie Bordy, 71 Jahre alt, war Französin. Das Tatmotiv ist unbekannt.

A.R.M., 15. September 1992

## AFRIKANISCHE SYNODE

Der zairesische Theologe Marcel Tshimalenga Ntumba sagte in einem Interview der Kathpress in Wien, der größte Wunsch der afrikanischen Bischöfe sei eine Afrikanische Synode. Doch es sähe danach aus, als ob sie eine römische Synode über Afrika erhalten würden.

Ntumba unterstrich, daß das Zweite Vatikanische Konzil der Kirche in Afrika einen starken Auftrieb gegeben hat. Als Beispiel zitierte er die zairesische Einrichtung der Bakambi, ausgewählte und erprobte Laien, denen Pfarreien anvertraut wurden. Er sieht darin eine Antwort auf den Priesterangel. Er will damit nicht sagen, daß sie zu Priestern geweiht werden sollen. Es wäre im Gegenteil viel besser, daß sie Laien blieben, um zu zeigen, daß die Kirche nicht allein aus dem Klerus besteht. Auch hob er hervor, daß in Afrika die Pfarreien nicht von ihren Priestern abhängig seien, um am Leben zu bleiben. „Afrika ist im Begriff, eine Manier von Christsein zu finden, die zu Afrika paßt. Die Kirche entwickelt sich auf ihre eigene Art und Weise, und die Seminare sind voll.“ Er fügte hinzu, daß die wenigen übriggebliebenen weißen Missionare in Zaire nur eine Nebenrolle spielen.

THE TABLET, 29. August 1992

Von Familie und Freunden ausgestoßen

## Ein Zuhause für AIDS-Patienten

Pater Claude Bédard ist ein franko-kanadischer Herz-Jesu-Priester. 1953 war er einer der ersten Studenten des Petit Séminaire in Pointe-au-Chêne. Nach seiner Priesterweihe 1966 arbeitete er ein gutes Jahr als Kaplan in einer Vorstadt von Montreal und sah dann sein Herzverlangen erfüllt: Missionar in Zaire werden.

Er arbeitete einige Jahre in Lubutu bei Pater Gerrit Stevelink. Danach wurde er Pfarrer in Kisangani und Leiter einer großen Schule. Dort protestierte er gegen die Tatsache, daß die Lehrer schlecht und manchmal gar nicht bezahlt wurden. Die Regierung fand ihn lästig und verwies ihn 1985 des Landes . . .

### Neue Aufgabe

Zurück in Kanada wurde er konfrontiert mit der Panikperiode um das Auftauchen von AIDS.

Überall wurde davon berichtet und gesprochen. Worte fielen wie „schändliche Krankheit, Epidemie, moderner Aussatz“. Claude beschäftigte sich mit dem Thema. Der Gedanke reifte in ihm, hier liege für ihn eine Aufgabe:

Claude Bédard: „Meine erste Idee war, so zwischen 30 und 50 Kranke in einem großen Haus unterzubringen. In jener Zeit gab es in ganz Montreal – einer Stadt mit zwei Millionen Einwohnern – noch keine einzige Einrichtung auf diesem Gebiet.

Ich informierte mich dann bei meiner eigenen Ordensgemeinschaft. Sie schreckte davor zurück! Sollen wir uns mit Homosexuellen abgeben? Später überlegte man es sich anders und stellte mir ein großes Haus zur Verfügung.“

### Auffanghaus

Inzwischen war auch Pater Bédard zu einer gemäßigeren Sicht gekommen. Man hatte ihm gesagt, ein solches Haus müsse sich auf sechs Patienten beschränken, gerade um eine Familienatmosphäre zu ermöglichen.

Bédard selber belegte Psychologiekurse. Er hatte sich auch der Hilfe einer gehörigen Anzahl Männer- und Frauenklöster versichert. So kam er zu Geld und vor allem zu Mitarbeitern, zu sorgsam ausgewählten Freiwilligen und zu Wohltätern, die ihn weiterhin unterstützten.

Im August 1988 konnte das Zuhause für AIDS-Patienten eröffnet werden unter der Bezeichnung: „Haus Dehon“, nach dem Namen des Stifters der Herz-Jesu-Priester. Bis Ende November 1990 nahm das Haus 33 Patienten auf.

Sie sind willkommen, wenn sie sich selbst nicht mehr allein helfen können. Im Durchschnitt beträgt ihre Lebenserwartung dann noch acht Monate.

„Einer unserer Bewohner – sagt P. Bédard – hat hier noch zwanzig Monate gelebt, und das fiel auf. Er hatte sich für ein Interesse an kreativen Dingen bewegen lassen. Er fühlte sich nützlich und darum glücklich. Er wollte am Leben bleiben, so lange er etwas in Händen hatte.

Aber die meisten kommen hier an mit Abneigung. Familie und Freunde haben sie ausgestoßen. Sie fühlen sich vollständig verlassen. Natürlich sind wir machtlos, was körperliche Genesung betrifft. Aber es ist unsere Aufgabe, sie aufzurichten, ihnen ein Gefühl der Sicherheit zu geben und eine Atmosphäre der Besorgnis und der Sympathie um sie herum herzustellen.“

### Freiwillige

Um dem Haus Intimität und Familiencharakter zu geben, wird die Anzahl der Bewohner auf sechs beschränkt. Die Einsamsten haben Vorrang.

„Natürlich kann man sagen, daß hier im Haus nur ein künstliches Familienleben möglich ist, aber den Patienten wird so viel Sympathie entgegengebracht. Sie werden so verwöhnt, daß sie uns am Ende wie ihre Familie sehen . . .“

Das „Haus Dehon“ kann mit 75 Freiwilligen rechnen, die sich mindestens acht Stunden in der Woche zur Verfügung stellen, um bei den Kranken zu sein, ihnen das Dasein angenehm zu gestalten und, besonders, ihnen zuzuhören. Ein Arzt kümmert sich um sie und Pflegekräfte sind stets anwesend.

„Zu den Freiwilligen zählen wir nur ungefähr zwanzig Männer, sagt Pater Bédard. Mithelferinnen haben wir soviel wir wollen. Besonders sie können den Insassen vieles bedeuten und ihr Leid durch ihre mütterliche Anwesenheit lindern.“

### Auch für Frauen

Das Haus öffnet sich sowohl für Frauen als für Männer. Es gab seit der Eröffnung allerdings nur vier Frauen, die um eine Aufnahme gebeten haben. Claude Bédards Ansicht nach wissen Frauen sich besser zu retten als Männer. Sie zeigen eine größere Widerstandskraft gegen die Krankheit.

„Die vier Frauen, die wir hier hatten, sagt Pater Bédard, waren alle gute Familienmütter. Aber sie sind durch ihre bisexuellen Ehemänner infiziert worden. Es war sehr bitter für sie, dies zu ertragen. Aber ihre Kinder sind bis zum Ende hergekommen und haben für sie gesorgt.

Die Männer, die aufgenommen werden, sind meistens Homosexuelle. Sie werden gewöhnlich von ihren Familien im Stich gelassen, wenn offenbar wird, daß sie von AIDS befallen sind. Sie kommen dann mit Widerstreben, gezwungen, ihre Wohnung und häusliche Umgebung, ihre Haustiere und ihr Wohnviertel zu verlassen. Sie sind empört. Das nicht so sehr aus Todesangst, sondern wegen der Leiden, die sie noch erwarten. Manche kommen vom Strich und weigern sich zu glauben, daß man sie vorbehaltlos liebhaben kann. Wo Leben und Liebe als Ware betrachtet worden sind, sehen sie sich als Abschaum der Gesellschaft. Es ist unsere Aufgabe, ihr Selbstbewußtsein aufzubauen und ihrer Gemütsruhe eine Grundlage zu geben.

Und auf die Frage, wie Pater Bédard seinen Auftrag als Geistlicher sieht, antwortet er:

„Ich bin Priester, hisse aber nicht die katholische Fahne. Ich habe nicht das Recht, den Glauben als Auflage zu behandeln. Dafür habe ich zuviel Respekt für die menschliche Person. Als Diener der Kranken muß ich sie da begleiten, wo sie sind und nicht da, wo ich sie haben möchte . . .“

(Frei nach einem Artikel von Claire Harting im „Journal de Montréal“)

Die Farb- und SW-Aufnahmen der folgenden Seiten über die Ortschaft Hobscheid sind von Prof. Norbert Thill

## Die Wegkreuze der Ortschaft Hobscheid

Feld- und Wegkreuze, steinerne Zeugen am Straßenrand. Achtlos geht oder fährt man meistens an ihnen vorüber. In unserer schnelllebigen Zeit fehlt die Muße zum stillen Betrachten. Dabei entpuppen sich viele Wegkreuze beim näheren Hinsehen als wahre Kunstwerke. Aber auch die bescheideneren unter ihnen stehen öfters für ein Schicksal, raunen dir eine schauerliche Sage ins Ohr, lösen ein Gelübde ein.

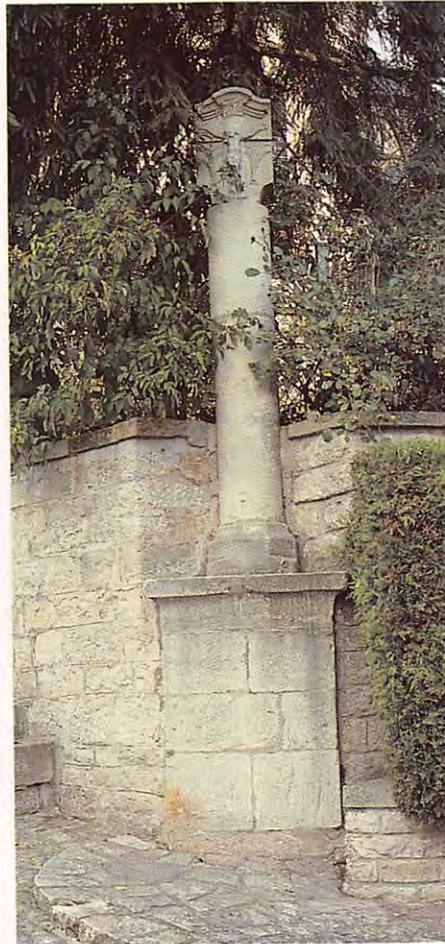
Die Wegkreuze der Ortschaft Hobscheid sind größtenteils – soweit feststellbar – aus Sandstein gehauen (mit Ausnahme natürlich des Holzkreuzes am Ort „Kreuzerbuch“).

- 1) Ein bemerkenswertes Kreuz befindet sich unterhalb der Kirche, gegenüber dem Pfarrhaus und rechts vom Eingang zum ehemaligen Pfarrgarten. Eine 193 cm hohe, zylindrische Stein-



säule, auf einem einfachen, gemauerten Sockel (Höhe: 130 cm, Breite: 93 cm, Tiefe: etwa 50 cm) ruhend, wird bekrönt von einem Kreuzkopfstein, welcher 63 cm hoch und 41 cm breit ist. Die Bekrönung desselben ist leicht geschweift, die unteren Ecken eingewinkelt. Weder Kreuzkopfstein noch Säule tragen ein Datum, so daß das Alter nicht ohne weiteres festgestellt

werden kann, doch läßt die Art der künstlerischen Darstellung den Schluß zu, daß das Kreuz vielleicht aus dem späten 18., wenn nicht frühen 19. Jahrhundert stammt. Der Kreuzkopfstein zeigt, im Relief, Christus am Kreuz, der mit den Füßen auf dem Körper einer Schlange ruht, welche einen Apfel im Maul trägt. Diese Szene versinnbildlicht die Erlösung: durch sein Leiden am Kreuz hat Christus die Menschheit von der Erbsünde (Schlange mit Apfel) erlöst. Oder, mit den Worten des Choraldichters Lazarus Spengler: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt / menschlich Natur und Wesen, / dasselb Gift ist auf uns geerbt, / daß wir nicht konnt'n genesen



/ ohn Gottes Trost, der uns erlöst hat / von dem großen Schaden, / darin die Schlang Eva bezwang, / Gotts Zorn auf sich zu laden.“<sup>1</sup>

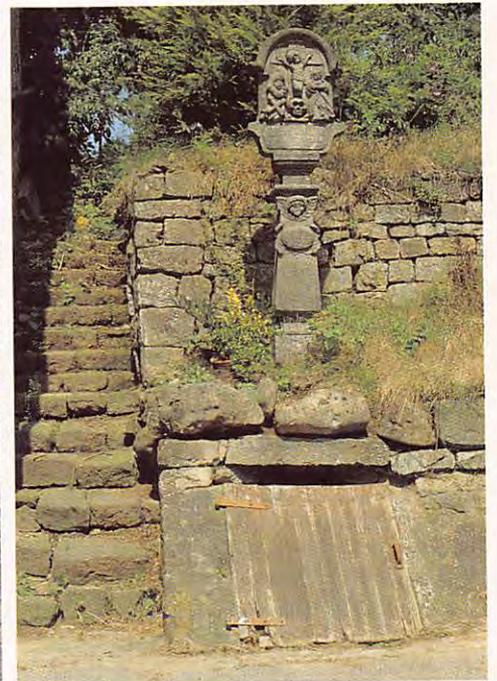
An der Spitze des Kreuzes hängt die Inschrift INRI. Links und rechts vom Kreuzesstamm bemerkt man zwei stilisierte Pflanzen, deren Bedeutung unklar ist. Vergleiche hierzu Joseph Walentiny: „La figure de ce Christ est

flanquée de deux plantes fortement stylisées, certes symboliques.“<sup>2</sup>

Bemerkenswert ist auch die nähere Umgebung des Kreuzes: etwas oberhalb desselben der schon erwähnte Eingang zum Pfarrgarten, zu dem drei halbkreisförmige Treppenstufen emporführen. Interessanterweise entspricht die wuchtige steinerne Mauerbekrönung beidseitig der Eingangsporte derjenigen, der wir am Eingang zum Vorhof des Pfarrhauses begegnen. Die einmalige Treppe, das Kreuz und die erwähnten architektonischen Details geben diesem Platz eine stilistische Geschlossenheit, die unbedingt erhaltenswert ist.

- 2) An der Straße nach Kreuzerbuch, gegenüber dem Hause Simon, befindet sich ein prachtvolles Steinkreuz, welches den von einer Holztür verschlossenen Brunnen überragt.

Eine 131 cm hohe, dreiteilige, viereckige Säule (Höhe vom Fuß bis unter das Kopfstück) mit sich nach oben verjüngendem Schaft trägt ein 75 cm hohes und 58 cm breites Kopfstück,



welches, in erhabenem Relief, die Kreuzigungsszene darstellt. Aus dem Säulenschaft ist ein geflügelter Engels- (oder Putten-)kopf herausgearbeitet, unter welchem, in einem mit Voluten verzierten Oval, der Name „Andrea Iusel“ (sic!) eingraviert ist. Die Bekrönung des Kopfstückes ist stark geschweift, der untere Teil desselben krägt beidseitig aus. Das Kreuz



## Die „Hirschemillen“

Die möglicherweise älteste der Hobscheider Mühlen liegt am Fuße der Großgasse als erster Gebäudekomplex, von Steinfort herkommend, links hinter der Eischbrücke. Über ihre Besitzer vor der Zeit des Urkatasters müssen noch anstrengende und minutiöse Nachforschungen angestellt werden. 1824 also, gehört die Mühle dem Müller Michel Winandy. Um 1845 ist sie im Besitz von Nicolas Hirsch, gebürtig aus Berchem (1810-1874), Sohn des Nicolas Hirsch, Müller auf der Bannmühle in Differdingen.

Nicolas Hirsch, der Jüngere, heiratet 1850 Marguerite Hess aus Schweich (1823-1898). Beide lassen 1855 einen Schlußstein mit ihren Initialen über den Torbogen zum Mühlenhof einsetzen. Später wird die Mühle von Ferdinand Hirsch und Eugénie Knaus aus Eil bewirtschaftet. 1917 wird sie an den aus Frassem gebürtigen aber von Folscheid herkommenden Joseph Gillet verkauft, welcher eine elektrische Zentrale einrichtete, so daß in ganz Hobscheid bereits um 1921 das elektrische Licht zum Alltag gehörte. Der Sohn Michel Gillet, welcher Marcelle Magar aus Cap ehelichte, exploitierte weiterhin Hobscheids elektrische Stromzentrale.<sup>2</sup>

René Gillet, deren Sohn, verkaufte das Mühlengebäude mit Bering an Jean Willemssen und an dessen Ehefrau Monique Ackermann im Jahre 1986.

Dem jetzigen Besitzer gebührt ein Lob, was die Restaurierungsarbeiten an den Mühlengebäulichkeiten betrifft.





### „a Bauren“

Bei diesem Hause handelt es sich sonder Zweifel um eines der ältesten Häuser Hobscheids. Das Feuerstättenverzeichnis<sup>3</sup> von 1656 erwähnt einen Peter Baur in Hobscheid. Fest steht, daß 1674 das Haus von Peter Baur (dem Jungen) bewohnt wird. Tochter Maria Baur(inn) heiratet den Jacob Schneider aus Abweiler. Ihren Erbteil verkaufte sie im Jahre 1713 an Catharina Baur, welche mit dem Hauptert Even verheiratet war. Nachfolger im Hause „a Bauren“ wurden Michel Adami und Marie Ewen.

Das „Theresianische Kataster“<sup>4</sup> von 1766 gibt für dieses geschichtsträchtige Haus die Eheleute Jean Nicolas Kryer und Elisabeth Adami an. Von der Zeit bis 1824 ist dem Schreiber dieser Zeilen nichts bekannt. Weitere Nachforschungen müßten noch angestellt werden. Jedenfalls zählt in jenem Jahre ein Landwirt aus Ell namens Pierre Knops das Haus zu seinem Eigentum.<sup>5</sup> Gegen 1842 heißt der neue Besitzer Jean Bosseler. Dieser, oder eher sein gleichnamiger Sohn (?), Ehegatte von Anne-Marie Glaesener („Bauere Märle“), verkauft die Gebäulichkeiten im Jahre 1900 an den Handelsmann Victor Claren († 1952), welcher 1909 Louise Kneip, genannt Lucie (1882-1965) aus



Dorscheid heiratete. Durch Claren, welcher in diesem Hause vor dem 2. Weltkrieg eine Gastwirtschaft führte, wurde der alte Hausname verdrängt und man sprach seitdem nur mehr von „a Clarens“. Seine Tochter Alice wurde 1965 rechtmäßige Besitzerin des väterlichen Eigentums. Sie heiratete den Düdelinger J.-Pierre Hengen, Bruder unseres ehemaligen Erzbischofs Jean Hengen.

Seit 1981 gelten Tochter Annette Hengen und ihr Ehemann Guy Hartmann als aktuelle Besitzer dieses altherwürdigen Gebäudes.

Das Haus, welches einen sehr gepflegten Eindruck hinterläßt, wird in puncto Architektur von seinen Eigentümern liebevoll respektiert.

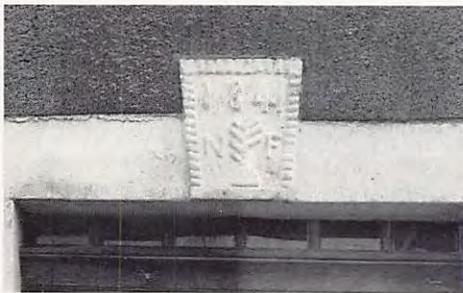
### „an al Brau“

Als Arbeiterhaus mit Stall und Heutenne gilt das in der Kirchstraße gelegene Haus

Nr. 3, das nach Urkataster dem Landwirten Pierre Klein gehörte. Späterer Besitzer: Pierre Schmit. Vor 1908 kauften Théodore Weidig (1875-1929) und Marie Wildschutz das Haus. Théodore Weidig, genannt „Brau Dittchen“, verkaufte seinen Besitz um 1915/16, als er sich nebenan, zur Eischener Seite hin, ein neues Wohnhaus mit Ställen errichtete. Käufer waren Jacques Asselborn und Madeleine Millmeister, welche später nach Koerich verzogen. Das Haus „an al Brau“ wurde von mehreren Familien gemietet. Im Oktober 1939 kaufte der Petinger Michel Laroche und seine aus Roder bei Marnach stammende Ehefrau Elisabeth Scheer das Haus. Beide bewohnten dasselbe bis 1946 und zogen nach Beles-Metzerlach. Seit April 1946 bewohnten die Wahlhausener Eheleute Joseph Michels und Marie Schaul das Gebäude.

Als heutiger Bewohner gilt ihr Sohn Mathias Michels.





### „a Charels“

Das rechts an den „Mierschgronnsbur“ mit dem Schuppen anstoßende Haus „a Charels“ zeigt uns eine gut aufgegliederte Hausfassade. Auffallend das etwas höher gelegene Erdgeschoß, was zum Teil die Konstruktion eines gut begehbaren Kellerraumes ermöglicht. Die Haustür kann mittels sechsstufiger Sandsteintreppe bequem erreicht werden. Als schon seltener kann das Betreten des ganz rechts liegenden Stalles angesehen werden, welcher mit vier Treppenstufen auf die Straßenseite blickt.

Der zur Zeit erstbekannte Besitzer dieses architektonischen Kleinodes war der Maurer Henri Espen. Durch Kauf erwarb Charles Dondelinger, Ehegatte von Elise Schlim, den Bau. Tochter Barbara (1856-1916) heiratete den aus Riol bei Trier stammenden Peter Koerperich († 1926), mit welchem sie in ihrem Elternhaus wohnte. Ihre Tochter Marguerite Koerperich (1895-1974) heiratete den Michel Tibor (1895-1929) und wohnte weiterhin „a Charels“.

Jetziger Besitzer des auf Nr. 37 in der Merschgrundstraße gelegenen Hauses ist obengenannter Eheleute Sohn Nicolas Tibor.

### „a Collas“

Wir kommen zu dem Haus „a Collas“, ein Quereinhaus mit beidseitig angebauten Ställen, welches sein heutiger Besitzer geschmackvoll restaurieren ließ.

Der Platz, auf dem das Haus steht, gehörte 1824 dem Nicolas Ferber, welcher nebenan wohnte (heute „a Léngendaulesch“). Ferber errichtete 1841 das Haus „a Collas“ und ließ neben dem Baudatum

auch noch seine Initialen N und F in die Kartusche des Türsturzes einmeißeln. Er war mit Marie Koedinger verheiratet. Die nachfolgende Generation hieß Nicolas Ferber und Marie Hausemer. Letztere war 1842 in Kleinbettingen geboren.

Sohn Jean Ferber (1878-1948), welcher Justine Elsen aus Reckingen/Mersch heiratete, übernahm das Haus und führte das landwirtschaftliche Anwesen seiner Eltern weiter. Justine Elsen starb im Januar 1958. Die folgende Generation hieß Ferber-Pletschet. Nicolas Ferber, genannt „Collas Néckel“, heiratete die aus Pratz gebürtige Albertine Pletschet. Nic. Ferber verstarb im Dezember 1967 im Alter von 56 Jahren.

Sein Bruder Alphonse, genannt „Collas Fooss“, hat sich des Hauses angenommen und bewohnt dasselbe mit seiner Gattin Tilly Dupont aus Luxemburg.

### „a Fricks“

Siehe hierzu S. 5



### „beim Hief Kätt“

Auf der linken Straßenseite im Merschgrund liegt das Haus „beim Hief Kätt“ (Hausnummer 41). Es handelt sich dabei um ein gut proportioniertes Quereinhaus mit Stall und Heutenne. Für Hobscheid selten ist der Kellereingang, mit Zugang zur Straßenseite, in Rundbogenform.

Auffallend, die siebenstufige schön behauene Sandsteintreppe zum Hauseingang, welche harmonisch mit dem Kopfsteinpflaster eine Einheit bildet. Im Schlußstein des Türsturzes, das umrahmte Erbauungsjahr 1853 mit den darunterstehenden Initialen P und M. Das Haus gehörte noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts einer gewissen Familie Delage, welche ins Minettebassin verzog. Um 1909/10 kauften J.P. Prommenschenkel und seine Gattin, die Hebamme Catherine Jacoby aus Hobscheid († 1926), das Haus. Letztere gab durch ihren Beruf dem Hause seinen jetzigen Namen. Von etwa 1933 bis 1936 wohnte dort Tochter Bertha Prommenschenkel mit Ehemann Camille Backes.

Besitzer seit 1936: Der Eisenbahnangestellte Nic. Prommenschenkel (Bruder von Bertha) und Anna Tibor.

### „a Kuerzen“

Vor 1824 gehörte das Haus, einem Vorgängerbau des jetzigen Gebäudes, bei welchem die Eingangstür höchstwahrscheinlich zur Großstraße lag, dem Förster Mathias Mans. Nach diesem Datum gehörte es dessen Erben. Etwas später war es im Besitz von Nicolas Mans, ebenfalls Förster von Beruf. Um 1870/75 nahmen die neuen Besitzer Pierre Scheuer, genannt „de Kuerze Pätter“, und seine Ehefrau Marie Molitor einen Umbau an der zur Großstraße gelegenen Scheune vor, was noch heute die beiden Ankerlettern S und M über dem Scheunentorbogen bezeugen.

Scheuer Pierre, 1830 in Oberelter geboren, verstarb am 2. März 1896. Sein Sohn



August Scheuer, Gründungsmitglied der Hobscheider Feuerwehr im Jahre 1908, heiratete Anna Robert aus Hobscheid. Beide ließen das Haus so umbauen, wie es sich heute dem Dorfbesucher präsentiert. Bei diesem auf zwei Straßenseiten hin blickenden Eckhaus erkennen wir eine harmonisch gut proportionierte Aufgliederung von Fenstern und Türen. Es handelt sich sonder Zweifel um eines der schönsten Wohnhäuser Hobscheids.

Der Sohn von August Scheuer namens Peter (\* 1904) heiratete Rosalie Scheitler aus Koerich. Beide führten im Hause „a Kuerzen“ eine Gastwirtschaft. Als der „Kuerze Pir“, wie man ihn in Hobscheid zu nennen pflegte, am 12.6.1957 in Koerich verstarb, blieb das Gebäude nicht mehr im Besitz derselben Familie. Es wur-

de 1958 an den aus dem Pratzertal stammenden Jean Agnes verkauft. Mit seiner Ehefrau Léontine Alzin führte er bis zu deren 1990 erfolgten Tode die Gastwirtschaft.

Nun aber soll dieses altehrwürdige, das Dorfbild prägende Eckhaus dem Erdboden gleichgemacht werden, um einer ähnlichen wuchtig-protzigen Architekturkatastrophe, wie sie im letzten Jahr zum Leidwesen aller Hobscheider Einwohner in der Großstraße errichtet wurde, zu weichen.

Das Haus „a Kuerzen“, welches sich im Dorfkern befindet, gehört zu den Reichtümern von Hobscheid und bildet mit den anderen um die Schule herum liegenden Wohnhäusern ein architektonisches Ganzes, was unbedingt erhalten werden muß.





höher ausgefallenen Fensteröffnungen verraten das jüngere Baudatum dieses Gebäudes und sagen uns, daß es um die Jahrhundertwende errichtet worden sein muß. Der Schein trügt nicht, denn 1898 wurde mit dem Bau begonnen, im Jahre 1900 war er bezugsfertig, errichtet durch die Eheleute Pierre Mousty (1839-1923) und Susanne Schanus (1837-1917).

Tochter Marie Mousty heiratete Nicolas Hoffmann<sup>6</sup>, mit welchem sie das landwirtschaftliche Anwesen ihrer Eltern weiterführte. Die Enkelin der Erbauer Anna Hoffmann, welche Nicolas Neu aus Niedercolpach ehelichte, blieb ebenfalls der Landwirtschaft und dem Elternhause treu, genau wie ihr jüngster Sohn Aloyse Neu, der jetzige Bewohner des Hauses.

### „a Léngendaulesch“

„a Léngendaulesch“ wird das schöne Bauernhaus auf Nr. 8 in der Merschgrundstraße genannt. Als ältestes in Hobscheid datiertes Haus trägt es die Jahreszahl 1741 im Türsturz. Die gleiche Zahl dürfte in der alten mit Schmiedenägeln zusammengehaltenen und geschmückten Haustür gestanden haben. Sie ist etwas unleserlich geworden. Auffallend an dem Hause sind die reichen Fensterstürze mit akanthusblattartigem Dekor als Schlußstein.

1824 gehörte das Haus dem Landwirt Nicolas Ferber, anschließend dem Nico-

las Biren. Dieser war verheiratet mit Héléne Bosseler. Sohn Jean Biren heiratete Susanne Hausemer aus Kleinbettigen. Beide errichteten 1904 die elegante Donatuskapelle an der Straßenkreuzung vor ihrem Hause. Nächstfolgende Generationen: Dominique Biren und Marguerite Weidig, gefolgt von Jean Biren und Marie Muller.

Heute Alphonse Biren und Thérèse Meyers.

### „a Mustings“

„a Mustings“ wird der Bauernhof auf Nr. 2 in der Kirchstraße genannt. Die etwas





### „a Schmatten“

Das Haus „a Schmatten“ mit dem eingemauerten Kreuzkopfstück von 1819, gelegen in der Donatusgasse auf Nr. 1, verrät dem Passanten noch sein früheres Aussehen. Das mit zwei gewölbten Kellern versehene Wohnhaus besaß zur Vorderseite hin eine eichene Haustür mit „Margareten-Motiv“, auch „Sonnenrad“ genannt, wie es die Häuser „a Fricks“, „a Janes“ und „a Collings“ (letzteres heute als Hintertür) besitzen. Diese Haustür, welche nun auch hier als Hintertür dient, hat der heutige Besitzer renovieren lassen.

Das in der Donatusgasse gelegene Haus gehörte dem Gastwirten Jean-Pierre Georges (Urkataster von 1824), später dem Hufschmied Mathias Georges, daher der Name „a Schmatten“. Dieser war mit Marie Kass verheiratet. Am 26. Mai 1863 ging das Haus mitsamt Schmiede und Schmiedewerkzeugen an deren Sohn Mathias Georges über, welcher Marguerite Kieffer geheiratet hatte. Nachfolgergeneration: Sohn Isidore Georges (1865-1938), genannt „Schmatten lis“, der 1897 in Hobscheid Marguerite Ourth heiratete. „Schmatte Jang“, dessen Sohn (1906-1971), ehelichte 1934 Cécile Haeck, welche in dem Hause eine Lebensmittelzweigstelle der „Cogéna“ führte.

Heutige Besitzer sind Pir Hack und Nicole Degrand, welche die Architektur des Hauses zu respektieren wissen und soeben die Restauration der rechts angebauten Schmiede in Angriff genommen haben.



### „a Spiren“

In der Kreuzerbuchstraße auf Nr. 30 steht ein schlichtes, aber harmonisch aufgegliedertes Haus, genannt „a Spiren“, erbaut in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts. Als etwas ungewöhnlich erscheinen uns die Fensterumrahmungen aus Ziegelsteinen mit an den Steigpfosten zur Fassadenseite hin hervorstehenden, dekorativen aber einfachen Zierelementen aus demselben Ziegelsteinmaterial.

Über die Besitzer im 19. Jahrhundert müßten noch Nachforschungen angestellt werden. In unserem Jahrhundert wurde das Haus von den Eheleuten Jean Weber und Thérèse Clement, dann von Nicolas Weber („Spiren Néckel“) und Catherine Weiler bewohnt.

Seit 1951 von Maurice Weber und Marie Zacharias aus Redingen/Attert.



### „beim Beele Kätt“

Am Ausgang von Hobscheid, im Ortsteil genannt „Steekoll“, in der Linkskurve, wo die Straße nach Kreuzerbuch weiterführt, steht ein schlichtes aber nettes Tagelöhnerhaus, das dem Betrachter durch seine Einfachheit ins Auge fällt. Es handelt sich um einen langgestreckten Bau, welcher eigentlich zwei Häuser unter ein Dach bringt. Das linke Haus wurde aus den Ställen des rechten errichtet. Am Giebel erkennt man deutlich, daß besagtes Haus, welches übrigens „beim Beele Kätt“ genannt wird, nur ein Zimmer tief gebaut wurde, eine Besonderheit, die man bei fast allen Nachbarhäusern der „Steekoll“ feststellen kann.

Bewohnt wurde das Haus von den Eheleuten Nicolas Colling und Catherine Scholtes, genannt „Beele Kätt“. Im August 1930 wurde das Haus von dem Ehepaar Nicolas Peters und Marie Feck ersteigert und auch selbst bewohnt. Derzeitige Besitzerin ist ihre Tochter Agnès Graas-Peters.



### „a Brau“

Das auf Nr. 1 in der Kirchstraße gelegene Gehöft, bekannt unter dem Namen „a Brau“, wird zur Vorderseite hin von einer eleganten Steinmauer mit schmiedeeisernem Geländer und Hofpforte abgeschlossen. Mit den beiden knorrigen Birnenspalierbäumen an den Stallmauern bietet das



Ganze einen harmonischen und gesunden Anblick. Erbaut wurde dieses Hofgut von Théodore Weidig („Brau Dittchen“)

und Marie Wildschutz im Jahre 1915. Sohn Nicolas, der Maria Rongveaux aus Rodange heiratete, übernahm den elterli-



chen Betrieb. Das landwirtschaftliche Anwesen wird zur Zeit von Théodore Weidigs gleichnamigem Enkel weitergeführt.

### „a Janes“

In der Steinforter Straße (für die Hobscheider: „d'Viirstad“) liegt ein Quereinhaus mit Stall, Scheune und Schuppen, welches im Dorf allgemein die Bezeichnung „a Janes“ trägt.

Ein Tagelöhner aus Hobscheid namens Jean Seyler hat das Haus 1842 gebaut. Er ließ die Kartusche im Türsturz mit dem Datum und seinen Initialen versehen. Aus der Bauzeit des Hauses stammt ebenfalls die eiserne Haustür mit Margaretenmotiv. Später soll das Haus im Besitz eines gewissen Cloos gewesen sein, um anschließend von den Eheleuten Nicolas Mathieu (vom Windhof bei Koerich) und Susanne Tibor bewohnt zu werden. Deren Tochter Anna heiratete Pierre Gengler aus Eschdorf, mit welchem sie in ihrem Elternhaus wohnte. Ihr Sohn Félix Gengler, welcher unverheiratet blieb, lebte in diesem Haus bis in unsere Zeit. Heute bewohnt von den jungen Eheleuten Marc Courtois und Monique Pauly aus Luxemburg.

### „beim Thräis Pir“

Bei dem hinter der Schule gelegenen Wohnhaus mit Scheune und Stall, bekannt unter dem Namen „beim Thräis Pir“, handelt es sich um einen älteren Bau aus dem 18. Jahrhundert, welcher in den zwanziger oder dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts modernisiert wurde. Aus



dieser Zeit stammen die reich anmutenden Tür- und Fensterumrahmungen sowie das mit Mansardenfenstern versehene Hausdach.

Das Haus gehörte laut Urkataster (1824) einem gewissen Jean Seyler, Landwirt



aus Hobscheid, später der Witwe Jean Guischer. In unserem Jahrhundert wurde das Gebäude von den Eheleuten Nicolas Mathieu und Catherine Bartz bewohnt. Mitbewohner des Hauses während längerer Zeit war der aus Vianden gebürtige Zollbeamte Jean-Pierre Besseling und seine Ehefrau Louise Gleis. Einer der Söhne der Eheleute Mathieu-Bartz, Pierre Mathieu, genannt „Thräis Pir“, bewohnte sein Elternhaus bis ins hohe Alter. Derzeitiger Besitzer: E. Feller aus Eischen. Zur Zeit wird das Haus von den Eheleuten Joseph Ostach und Lucie Hoffmann bewohnt.<sup>7</sup>





### „an Néckels“ (Bild S. 16)

Bei diesem unter dem Namen „an Néckels“ bekannte Wohnhaus, einst Ecke Großstraße und Donatusgasse gelegen, handelte es sich eigentlich um ein doppeltes Haus. Das Gebäude besaß nämlich eine Haustür zur Großstraße hin, sowie eine zweite zur Donatusgasse. Auch an der Dachform erkannte man deutlich, daß es sich ursprünglich um zwei Häuser gehandelt hat. Laut Urkataster gehörte das Haus dem Tagelöhner Nicolas Welter (dem Älteren); das andere hingegen dem Bauern Nicolas Claudy.

Zu Anfang des Jahrhunderts gehörten beide Häuser dem Jean Bosseler aus Hobscheid. Sein Sohn Nicolas erlernte das Bäckerhandwerk und installierte hier für lange Zeit Hobscheids einzige Bäckerei. Vor dem Hause stationierte noch bis ins erste Viertel unseres Jahrhunderts die Postkutsche. 1910 ließ Jean Bosseler die „Kapelle zum Heiligen Kreuz“ an sein Wohnhaus, zur Großstraße hin, bauen.<sup>8</sup>

Wegen der denkbar schlechten Gemeindepolitik, welche keineswegs dem Besitzer eines derart altherwürdigen Gebäudes mit Rat und Tat zur Seite steht, um um jeden Preis den Erhalt dieses zum Dorfbild gehörenden Baues zu erreichen, verschwinden Jahr für Jahr weitere Zeugen unserer Vergangenheit. Die Folge ist klar ersichtlich: Eine maßlose Verschandelung unseres Dorfbildes, welche eine Verringerung der Lebensqualität mit sich bringt. Das beste Beispiel können wir an



der gegenüberliegenden Ecke des seit 1982 abgerissenen „Néckelshaus“ hautnah erleben . . .

### „beim Poos Hary“

Das Haus Nr. 9 in der Henneschtgaass mit auffallendem Türsteinrahmen mit Oberlicht trägt die Jahreszahl 1756 sowie die Initialen WD. Über den Erbauer des zur Zeit drittältesten datierten Hauses Hobscheids weiß man im Augenblick noch kein Bescheid. Um 1824 gehörte es einer gewissen Witwe Michel Wiesen. Noch vor 1843 wurde das Haus, welches ursprünglich größer war, einer Dreiteilung unterzogen. In dem hier besprochenen Teil (Haus Nr. 9) wohnte von nun an der Tagelöhner Théodore Peters, später der Maurer Jean-Baptiste Arend. Die älteren Einwohner Hobscheids erinnern sich noch an den Bewohner Henri Schneider, genannt „de Poos Hary“, und seine Ehefrau.

Um 1926 kauften die Eheleute Joseph Weiler und Marguerite Hoffmann das Gebäude.<sup>9</sup> Ihre Tochter Maria Weiler, welche Henri Reichling heiratete, bewohnt zur Zeit das Haus „beim Poos Hary“ in der Henneschtgaass.



### „a Knäppches“

Auf einen vorher dem Landwirten Nicolas Bour gehörenden Garten baute sich der Maurer Corneille Schanen 1830 ein Wohnhaus, bekannt unter dem Namen „a Knäppches“. Um 1863 hieß der Besitzer Nicolas Ries. Zu Anfang unseres Jahrhunderts gehörte das in der Donatusgasse gelegene Haus dem Bannhüter Guillaume Lambert (†1946), welcher mit Anna Fürst (†1941) verheiratet war. 1948 wird das Haus mit Stall und sonstigen Dependenzien an Guillaume Braun, Ehegatte von Jeanne Brandenburger aus Holzem, verkauft.





### „a Marzen“

Das heute leider verfallene, in der Großstraße gelegene Bauernhaus genannt „a Marzen“ trägt die Jahreszahl 1866 sowie die Initialen L und D (für Leyen Dominique?). Dieselben Buchstaben befanden sich auch als eiserne Anker über dem Scheunentorbogen. Das Bauterrain, auf dem das Haus 1866 zu stehen kam, gehörte schon vor 1824 dem Bartholomeus Leyen aus „Marzen“ in der Henneschtgaass. Die Hobscheider kannten noch bestens „Marze Jhemp“ oder Jean-Pierre Leyen, welcher Lisy Majerus aus Grosbous geheiratet hatte. Ihr Sohn Alphonse, genannt „Marze Foossi“, bewohnt noch heute sein Elternhaus in der Großstraße, welches architektonisch gesehen eines der schönsten Bauten Hobscheids darstellt.



### „a Wiewesch“

Über das genaue Baudatum dieses Hauses herrscht Unklarheit. Im Schlußstein des Scheunentorbogens steht die Jahreszahl 1820. Das Haus selbst trägt kein Datum, wohl aber die Initialen PP für Peter Pauly. Das Haus mit Dependenzien gehörte laut Urkatastereintragung von 1824 dem Landwirten Jean-Théodore Meÿsch, später dem Mathias Bosseler und seiner Gattin Marguerite Meÿsch oder Meisch.

Nach der Jahrhundertwende wurden die Eheleute Nicolas Pauly (†1930) und Anne-Catherine Biver, genannt „Wiewesch Kätt“ (†1949), Eigentümer des „Wieweschhauses“. Seit etwa 1952 gehört das Haus zum Besitz der Familie Hutmacher. Charles Hutmacher hat in den letzten Jahren das Haus gründlich renoviert.



**A**uf dem Vorplatz alter historischer Mauern, feiern die Katzen dieses Dorfviertels ihr tägliches Rendez-vous.



### „a Bréks“

Bei diesem Quereinhaus mit Scheune und Ställen handelt es sich sonder Zweifel um eines der interessantesten Häuser Hobscheids. Das Haus trägt die Jahreszahl 1839 und die Anfangsbuchstaben PP für Peter Pauly, der das Wohnhaus zum Teil neu erbaute. Die Geschichte des „Brékshauses“ läßt sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen.<sup>10</sup> Bewohnt wird es von Guillaume Weicherding und Madeleine Krier. Am 6. Januar 1769 werden die Güter des „Brékshauses“ an Sohn Jean-Guillaume Weicherding und an dessen Frau Marguerite Hoffman überschrieben. Ihre Tochter Marie-Madeleine Weicherding heiratet den Peter Pauly.

Die spätere Generation heißt Peter Pauly und Anne-Charlotte Bour, welche 1813 in Hobscheid geheiratet hatte. Bis etwa 1830 zurück reicht die nachweisbare Existenz der Gastwirtschaft, die noch heute im Hause besteht, und von obengenanntem Peter Pauly betrieben wurde. Tochter

Anne-Barbe Pauly (1823-1894) heiratete den aus Eischen gebürtigen Peter Robinet (1826-1866), welcher Opfer der damals in Hobscheid wütenden Cholera wurde.<sup>11</sup> Seine Tochter Anna Robinet (1861-1930) heiratete André Hirsch von der „Hirschenmühle“ in Hobscheid. Als sechstes Kind der Eheleute Hirsch-Robinet kam Justine Hirsch am 29.11.1891 in Hobscheid zur Welt. „Bréks Justine“ heiratete 1927 François Peltier aus Schouweiler (1890-1969). Tochter Josette Peltier heiratete 1957 Robert Kayser aus Rodange. Beide führen noch bis heute die Gastwirtschaft und halten das historisch interessante „Brékshaus“ in Ehren.



### „a Millims“

In diesem Hause soll der hiezulande bestens bekannte Maler Ignaz Millim mit seiner Familie gewohnt haben. Millim, welcher aus Brno (Brünn) in Südmähren stammte, heiratete 1773 in Koerich die von dort stammende Lucia Steinsel. Beide zogen nach 1786 mit ihren Kindern nach Hobscheid. Ignaz Millim verstarb im Jahre 1820 in Eischen.

Im Urkataster von 1824 heißt der Besitzer des Hauses Antoine Borraÿ, welcher Catherine Ries von der Neumühle bei Koerich geheiratet hatte.<sup>12</sup> Sohn Nicolas Borray, verheiratet mit Catherine Simon, scheint ebenfalls als Nachfolger in dem Hause „a Millims“ gewohnt zu haben.

In unserem Jahrhundert wird das Haus von deren Sohn Nicolas Borray und seiner aus Useldingen stammenden Ehefrau Marie-Christine Plier, genannt „Millims Christine“ (†1957), bewohnt. Der Ehe Borray-Plier entsprossen drei Kinder: Emile, Nicolas und Anna. Als Anna Borrays Ehemann Henri Mourer 1937 verunglückte, zog dieselbe mit ihren Kindern von ihrem Wohnort Rodange in ihr Elternhaus nach Hobscheid zurück. Eines ihrer Kinder, Cécile Mourer, bewohnte bis 1966 mit ihrem Ehemann Nicolas Halsdorf das Haus „a Millims“.

Fernand Toussaint

#### Quellenhinweise und Anmerkungen:

- 1 Emile Erpelding: Die Mühlen des Luxemburger Landes, 1. Auflage 1981, S. 234
- 2 idem, S. 283, 285-286
- 3 Nationalarchiv Luxemburg (AnL) A XIII 11 Dénombrement des feux 1656, feuille 288
- 4 idem, Cadastre de Marie-Thérèse, 1766, A XIV 118
- 5 Administration du Cadastre et de la Topographie (Relevé de 1824, Section A de Hobscheid)
- 6 Fernand Toussaint: Die Familien Hoffmann in Hobscheid. Genealogisch-biographische Abhandlung über 170 Jahre Familiengeschichte, in: 2. Band von Chorale Ste-Cécile Hobscheid 1892-1992, S. 73
- 7 Siehe Fußnote 6, S. 138
- 8 Pir Hack: Die Kapellen von Hobscheid, in: Chorale Ste-Cécile Hobscheid 1892-1992 S. 125-133
- 9 Siehe Fußnote 6, S. 39
- 10 Fernand Toussaint: Archives de la maison „a Bréks“ Hobscheid 1986, chez l'auteur
- 11 Siehe Fußnote 8, S. 106
- 12 Emile Erpelding: Die Neumühle bei Körich, in: FC Käerch 1982 (Brochure du cinquantième anniversaire) S. 35

Gottfried Egger

**Klara von Assisi**

63 Seiten, broschiert, 6 SF., Kanisius Verlag

Kein Heiliger ist heute bekannter und aktueller als Franz von Assisi. Sein Beispiel hat durch all die Jahrhunderte hindurch immer wieder Männer und Frauen angespornt, nach dem Evangelium zu leben.

Die erste Frau, die seinen Aufruf zur radikalen Christus-Nachfolge lebte, war Klara von Assisi, Gründerin des Klarissenordens.

In dieser Schrift wird der Weg Klaras von der Tochter aus reichem Haus zu einem Leben der Armut im Kloster von San Damiano nachgezeichnet.

Urs Eigemann

**Hélder Câmara**

Prophetischer Bischof

32 S., geheftet, 4,50 SF, Kanisius Verlag

Helder Camara (1909) wirkte von 1964-1985 als Erzbischof von Olinda und Recife im brasilianischen Nordosten. Er setzte sich dabei unter eigener Lebensgefahr nachdrücklich für die Verbesserung der sozialen Verhältnisse in Brasilien ein. Seine engagierten Vortragsreisen in der ganzen Welt fanden ein großes Echo.

Der Autor Urs Eigenmann beschreibt den Weg Camaras vom Vertreter des Establishments zum Verteidiger der Interessen der Armen.

Michael Marsch

**Die Seligpreisungen Jesu**

64 Seiten, broschiert, 6 SF, Kanisius Verlag

Die Seligpreisungen sind das Herzstück des Evangeliums. Sie sind von großer Bedeutung und wollen für den Menschen eine wirkliche Lebenshilfe sein.

Entscheidend ist aber, wie wir die Seligpreisungen verstehen. Bilden sie für uns ein moralisches Leistungsprogramm mit ungewissem Ausgang oder ein soziales Manifest eines Reformers namens Jesus, oder sind sie gar eine Anleitung zu einem Psychotraining mit garantiertem Glückserlebnis...?

Die Antwort darauf liegt bei dem, der uns die Seligpreisungen schenkte. Entscheidend für ein Leben im Geist der Seligpreisungen ist unser Glaube an Jesus, die innere Haltung der Offenheit, die nicht auf sich selbst vertraut, sondern ganz auf ihn. Dann beginnt das Reich Gottes, wie es uns zugesagt ist, schon jetzt.

Berta Weibel

**Das größte ist die Liebe**

P. Maximilian Kolbe

96 Seiten, 12 Zeichnungen von Roland Aebi, 16,50 DM, Kanisius Verlag, Freiburg/Schweiz

Die Heiligen kommen wieder – so lautet das bekannte Wort des 1988 verstorbenen evangelischen Schriftstellers Walter Nigg. Wie keinem zweiten gelang es ihm, uns die großen christlichen Persönlichkeiten nahezubringen. Wir alle brauchen die Heiligen als Vorbilder und Begleiter auf unserem Lebensweg.

Heilige sind Menschen, die auf das Ganze ausgerichtet sind, die sich fordern lassen. Ein besonders eindrückliches Beispiel dafür ist Maximilian Kolbe (1894-1941). Dieser polnische Franziskaner ist als „Märtyrer der Liebe“ stellvertretend für einen Familienvater in den Hungerbunker von Auschwitz gegangen.

„Ist nicht gerade solch ein Tod eine besonders eindringliche Botschaft für unsere Zeit, ein besonders glaubwürdiges Zeugnis der Kirche für die heutige Welt?“ (Papst Johannes Paul II.)

Reinhard Abeln/Anton Kner

**Gehen wir aufeinander zu!**

32 S., geheftet, 4,50 SF, Kanisius Verlag

Unser Leben ist die Geschichte unserer Begegnungen. Begegnung ist ein Vitamin, ohne das niemand menschenwürdig leben kann. Leben heißt begegnen.

Gehen wir darum oft aufeinander zu, so werden wir füreinander zum Geschenk.

Reinhard Abeln/Anton Kner

**Ich glaube – hoffe – liebe**

Was einen Christen zum Christen macht

94 Seiten, broschiert, 14,80 SF, Kanisius Verlag

„Was ist ein guter Christ?“ So lautete die Frage, die ein Reporter einer größeren Anzahl von Personen vorlegte. Die wohl klarste und treffendste Antwort gab ein Lehrer, der sagte: „Ein Christ ist jemand, der glaubt, hofft und liebt.“

Diese drei Grundhaltungen – Glaube, Hoffnung, Liebe sind es, die dem christlichen Leben Wegweisung und Kraft, Inhalt und Sinn geben. Die Ausführungen in dieser Schrift wollen uns ermuntern, daraus zu leben. Sie gipfeln in der für jeden Christen wichtigen Erkenntnis: „Gott ist nahe, wo die Menschen einander Glaube, Hoffnung und Liebe zeigen.“

Guido J. Kolb

**Leises Lächeln in einer lauten Stadt**

Heitere Kurzgeschichten

100 S., Klappenbroschur, 16,80 SF, Kanisius Verlag

Zürich ist in den letzten Jahren ins Gerede gekommen. Viele negative Schlagzeilen verdunkeln das Bild der größten Schweizer Stadt. Es gibt aber auch ein anderes, liebenswertes Zürich, dem Guido J. Kolb in seinem neuen Buch nachgegangen ist. In köstlich-heiteren Geschichten läßt er Zürich in seinen Menschen lebendig werden. Hier leben und lieben, lachen und weinen die verschiedensten Kostgänger. Guido J. Kolb versteht es, von seinen Begegnungen und Erlebnissen so anschaulich und farbig, so heiter und warmherzig zu erzählen, daß einem Zürich und seine Menschen ans Herz wachsen.

Erich Georg Gagesch

**... denn unsere Sehnsüchte sind schmetterlingbezogen**

Gedichte und Gedanken

95 S., 9 Illustrationen, brosch., 14,80 SF, Kanisius Verlag

In einem Gedicht Gageschs steht: „Der Weg ist das Ziel“. Diese Maxime könnte über allen poetischen Versuchen dieses Autors stehen. Der Weg ist es, der ihn interessiert, der Weg zu einem sinnerfüllten Leben. Mit seinem geschärften Auge entdeckt er auf diesem Weg eine Fülle von Hindernissen oder gar Holzwegen. Mit feiner Ironie nimmt er die alltäglich zu beobachtenden Verrücktheiten in Werbung und Leben auf die Schippe, kritisiert die Oberflächlichkeit unserer Einstellungen und verweist auf die Sinnhaftigkeit eines Lebens, das im Glauben verankert ist und für das der Genuß nicht das Wichtigste ist.

Die 9 Illustrationen, die ebenfalls von Gagesch stammen, zeugen von der großen künstlerischen Begabung des Autors, der literarisch wie zeichnerisch Wertvolles hervorbringt.

Reinhard Abeln/Anton Kner

**Jeden Tag dankbar sein**

32 S., geh., 4,50 SF, Kanisius Verlag

Die Kultur des Herzens beginnt bei der Dankbarkeit. Wer nicht danken kann, nimmt alles für selbstverständlich. Er wird mit der Zeit oberflächlich. Wer wirklich danken kann, weiß, daß alles eine unverdiente Gabe, ein Geschenk ist.

---

## DIE DIÖZESE LUXEMBURG UND DIE PROTESTANTISCHE GEMEINDE

### Nur kein Gewissenszwang

Am 17. Dezember 1863 schrieb Bischof Nikolaus Adames, Apostolischer Vikar für Luxemburg, seit dem 16. März 1863 zum Bischof von Halikarnassus i.p.inf. ernannt, an den Kaplan von Echternach August Mullendorff, der seit dem 28. September 1861 den Titel eines dortigen Militärpfarrers des Bundeskontingentes tragen durfte, man habe ihm bei seinem letzten Besuch in Echternach die Frage vorgelegt, ob es katholischen Militärmusikern erlaubt sei, beim protestantischen Militärgottesdienst mitzuspielen. „Ich habe bei keinem Theologen die Frage behandelt gefunden und kann somit nur analog eine Antwort geben. Es ist unleugbar, daß es eine Mitwirkung zu einem falschen Kultus ist, und darum darf es im Prinzip nicht erlaubt noch gebilligt werden. Eine Erklärung, es sei erlaubt, wäre anstößig und für andere Fälle gefährlich. Ich glaube aber, daß es unter den obwaltenden Umständen zur Vermeidung eines größeren Übels im stillen geduldet werden kann und muß, wenn Sie es nicht auf gutlichem Weg von den Militärobern erlangen können, daß die Katholiken von dieser Mitwirkung befreit werden. Die Gründe sind folgende: Es ist eine materielle Mitwirkung, die gemäß der Lehre des hl. Alphonsus von Liguori, wenn wichtige Gründe obwalten, geduldet werden kann, wenn sie nicht zu einem schlechten Werk in sich und in seinem Objekt, sondern nur in Verbindung zur Person geschieht. Das scheint hier der Fall zu sein. Das Sündhafte liegt also nicht im Singen oder Musizieren selbst, sondern vielmehr in der Meinung oder im Willen der teilnehmenden Personen, nicht im Objekt, sondern im Subjekt. Daher scheint diese Mitwirkung geduldet werden zu können, weil man sie ohne größeres Übel nicht verhindern kann. Von seiten der Soldaten wird es angesehen als ein „kommandierter Dienst“, als eine „corvée“. So wird es angesehen von den Soldaten in Straßburg, wo auch die katholischen Soldaten ohne Unterschied beim protestantischen Militärdienst spielen müssen. So ebenfalls in Preußen. Man sieht es nicht als ein Mitwirken beim Gottesdienst. Ich bin weit entfernt, solches

zu billigen, ja ich bin der Meinung, es müsse verhindert werden, wenn und wo es ohne größeres Übel geschehen kann. Ich will nur eines sagen, daß man es dulden kann, wenn es ohne strenge Maßregeln nicht zu beseitigen ist. Auf offiziellem Weg kann es nicht ohne größtes Übel verhindert werden. Ich überlasse es Ihnen, zu urteilen, ob Sie es auf offiziellem Weg probieren können. Vielleicht könnten Sie dem Herrn Obersten in freundschaftlicher Weise das Unschickliche und das Unstatthafte vom katholischen Standpunkte aus erklären und ihn bitten. Sollte der Prediger sich Ausschreitungen gegen die katholische Kirche erlauben, dann bei ihm klagen. Wenn keine Abhilfe geschieht, dann mir schreiben. Bleibt nur noch zu erörtern, wenn die Mitwirkung nicht verhindert werden kann, wie Sie auf die fraglichen Militärs wirken können, damit die Mitwirkung ihnen subjektiv nicht schade. Das ist aber zunächst Gewissenssache, geht also auch zunächst den Beichtvater an. An ihm ist es, zu sagen, wann im einzelnen es schädlich ist oder nicht. Im allgemeinen ist es als eine Gelegenheit zu behandeln. Es gibt Fälle, wo es erlaubt ist, ohne Sünde in diese Gelegenheit zu gehen. Dies scheint hier der Fall zu sein.“ Im Schreiben an den Militärpfarrer streicht der Bischof nachträglich einen weiteren Rat aus: „Den Musikern müssen Sie sagen, daß sie es nicht als Gottesdienst ansehen dürfen. Ich glaube auch, daß die meisten es mit Verdruß und Ekel, als Komödie ansehen, daß sie sich sogar darüber lustig machen. Für diese wäre es gewiß keine Gelegenheit für einen möglichen Abfall vom Glauben.“ Der Bischof meinte dann abschließend, der Echternacher Vikar als verantwortlicher Militärpfarrer würde die Lage und die Personen genauer kennen als der Bischof, und er würde aus seinem Schreiben entnehmen können, ob er etwas und was er mit Hoffnung auf Erfolg tun könne.

Es ist anzunehmen, daß der Militärpfarrer August Mullendorff wenig Erfolg bei den Verhandlungen hatte, denn am 5. Oktober 1864 reichte der Bischof eine diesbezügliche Beschwerde an den Staatsminister weiter: „J'ai appris qu'à Echternach les

musiciens catholiques de notre contingent sont obligés d'assister au sermon et aux cérémonies du culte protestant, que le ministre de la garnison prussienne de Luxembourg y va faire plusieurs fois par an, et d'accompagner de leurs instruments les cantiques religieux pendant le service. Cette coopération à un culte étranger est sévèrement défendue aux catholiques par les lois de notre sainte église. J'ose donc vous prier, Monsieur le Ministre d'Etat, de bien vouloir prendre les mesures pour faire cesser un pareil abus“.

Am 15. Oktober 1864 nahm der Oberkommandant von Heemskerk aus Echternach in einem längeren Brief an den Staatsminister Stellung zum Schreiben des Bischofs: „... Der Militärgottesdienst ist durch das Reglement von 1817 und 1820 geregelt, welche Vorschriften bei uns noch maßgebend sind. Nach diesen Bestimmungen werden zur Abhaltung der Kirchenparade die Mannschaften nach den verschiedenen Konfessionen in Detachementen eingeteilt, welchen nach Maßgabe ihrer Stärke die nötigen Offiziere, Unteroffiziere und Hornisten zugeteilt werden, wobei so viel wie möglich, das heißt, soviel der Militärdienst dies erlaubt, die einzelnen Konfessionen zu berücksichtigen sind. Erlauben es die Umstände nicht, obengenannte Chargen nach Konfessionen einzuteilen, so werden dieselben je nach Bedürfnis zu diesem Dienst à tour de rôle kommandiert. Die Kirchenparade ist ein Garnisonsdienst wie jeder andere und steht daher unter dem Garnisonskommando. Was die Musik angeht, so bestimmt obengenannte Kriegsministerielle Verfügung von 1820, daß dieselbe im Ganzen, daher ohne Berücksichtigung der Konfession der einzelnen Mitglieder dem stärksten Detachement beigegeben ist. Es ist dies eine Folge der Notwendigkeit, die Musik zusammenzuhalten, weil ohne dies dieselbe bei keinem der verschiedenen Detachementen, woraus die Kirchenparade besteht, spielen könnte (. . .)“. In der niederländischen Armee, „deren Vorschriften und Gebräuche für uns noch größtenteils maßgebend sind“, hätten bei den katholischen und

in ihrem Werden, Wachsen + Wirken

Fünftes Kapitel

JOHANN-JOSEPH KOPPEL (1843-1918)

von Jean Malget, Ehleringen

protestantischen Militärgottesdiensten zwei verschiedene Musikchöre gespielt. So habe man es bei uns seit 1820 immer gehalten, mit dem einzigen Unterschied, daß die Musik bei den beiden Militärgottesdiensten spielen kann, weil sie zu getrennten Zeiten stattfinden, und, daß keine Hornisten zum protestantischen Gottesdienst abkommandiert werden, weil sich stets freiwillig einige Musikanten anbieten. „Ich glaube dann auch dem Andenken meiner Vorgänger im Amt (. . .) schuldig zu sein, den Vorwurf, als ob hier ein Mißbrauch stattgefunden, zurückzuweisen“. Ferner betont er, daß er das Recht der Verfügung über sämtliche Militärpersonen zu allen reglementarischen Diensten, wozu er auch die Militärgottesdienste rechnet, hervorheben möchte. „Sollte eine hohe Regierung der Meinung sein, daß die hier oben angeführten Vorschriften in betreff der Militärgottesdienste durch den Artikel 20 der Konstitution aufgehoben wurden und ein Militär daher nicht mehr zu diesem Dienst kommandiert werden könne, so würden selbstverständlich die Kirchenparaden, sowie das feierliche Te Deum bei Gelegenheit des Geburtsfestes Seiner Majestät nicht mehr befohlen werden können und daher für das Militär ganz in Wegfall kommen. Jeder Militär würde dann den Gottesdienst besuchen oder nicht besuchen, wie und wo ihm genehm wäre. Der Militär würde mit den andern Einwohnern der Stadt gleich stehen, die Militärgemeinden von selbst aufhören zu bestehen und demzufolge die Stelle eines Almoseniens beim Bundeskontingent wegfallen. Ob dadurch unsern Leuten in religiöser wie menschlicher Hinsicht ein Dienst geschehen würde, bezweifle ich jedoch sehr.“

Man kann sich wundern über die aufrichtige Überzeugung, welche der kommandierende Oberst von Heemskerk sich nicht scheut zu äußern: „Der Einfluß eines für diese besondere Stelle sich eignenden Militärgeistlichen auf die Moralität und demnach auch auf die Manneszucht einer Truppe ist sehr hoch anzuschlagen, weshalb ich glaube, meine Ansicht dahin aussprechen zu müssen, daß es im Interesse der Moralität unserer Leute sowie

der Ordnung und Manneszucht sehr zu wünschen wäre, die Bestimmungen und Vorschriften unverändert in Kraft zu lassen.“ Abschließend erlaubt von Heemskerk sich einen persönlichen Vorschlag zur Lösung der strittigen Frage: „Eine Notwendigkeit der Verwendung von katholischen Hornisten (würde) von selbst aufhören, wenn die durch Seine Majestät, den König-Großherzog Wilhelm II. der protestantischen Militärgemeinde des Kontingentes geschenkte Orgel wieder zurück nach Echternach gebracht würde. Diese Orgel, ein Eigentum der protestantischen Militärgemeinde, wurde durch Schreiben vom 19. April 1848 dem Garnisonskommandanten von Diekirch zum Gebrauch beim Militärgottesdienst zugeschickt. Wie ich vernehme, befindet sich diese Orgel in der dortigen Pfarrkirche.“ Von Heemskerk ersucht den Staatsminister, gefälligst das Nötige anordnen zu wollen, damit die Orgel wieder nach Echternach zurückgebracht werde. Dann könnte auch dem Wunsch des Bischofs Rechnung getragen werden, und ein katholischer Hornist bräuchte nicht mehr beim protestantischen Militärgottesdienst aufzutreten. Auf diesen Wunsch ging der Staatsminister nicht ein. Er begnügte sich damit zu bemerken, daß die Autoren der gegenwärtigen Konstitution im Artikel 20 den genauen Text aus dem Artikel 21 der Konstitution von 1848 übernommen hätten.

Am 24. Oktober 1864 schrieb der Oberkommandant von Heemskerk erneut dem Staatsminister, er sei der Überzeugung, „daß man schon kurz nach den Erschütterungen des Frühjahres 1848 bemüht war, die Bestimmungen über das Abhalten des Militärgottesdienstes möglichst unangetastet zu lassen, wobei man jedoch den Zeitumständen Rechnung zu tragen hatte. Die fragliche Verordnung wollte den Schein eines Zwanges beim Militärgottesdienst vermeiden. In der Ausführung war dies selbstverständlich unmöglich. Wahrscheinlich glaubte man, daß Zeit und Gewohnheit diese Sache von selbst wieder in die alte Bahn lenken würde, was auch geschehen, da seit vielen Jahren dieser Dienst wieder ohne Schwierigkeit auf dem

früheren Fuße kommandiert und niemand gefragt wird, ob er dem Militärgottesdienst beiwohnen will oder nicht. Selbst Unteroffiziere wurden bestraft, weil sie sich während des Gottesdienstes außerhalb der Kirche aufgehalten hatten. Ich bin der Meinung, daß es von Zweckmäßigkeit ist, die Sache zu belassen, wie sie jetzt ist. Sollte die Regierung der Meinung sein, daß Artikel 20 der Konstitution jedoch auch den geringsten Zwang in dieser Hinsicht für das Militär untersagt, so wäre die Kirchenparade unbedingt abzuschaffen, weil dieselbe ohne jeden Zwang unmöglich auszuführen ist.“

Manchmal wären Schwierigkeiten leicht zu beheben, wenn man weniger auf die Kleingeisterei hören würde, aber desto mehr den gesunden Menschenverstand zu Wort kommen lassen würde.

**Ein Gebäude mit Geschichte:  
Zuerst Benediktinerabtei,  
dann Militärkasernen**

Im Oktober 1842 verhandelte Bischof J.Th. Laurent mit der Regierung, weil er ein zweites Vikarsgehalt für die fast vierhundert Einwohner zählende, zahlenmäßig zweitgrößte Pfarrei des Landes erreichen wollte. Weil das Sauerstädtchen Echternach durch das Bundeskontingent an Bedeutung gewinnen sollte, war das Vorhaben des Bischofs mehr denn zur Genüge gerechtfertigt. Am 10. Oktober 1842 schrieb er: „Je commence par avouer que si l'érection de l'église de Notre-Dame dans ce moment faute de motifs suffisants pour une telle séparation de la paroisse principale . . . Un moment j'avais cru pouvoir entreprendre la suppression (de cette paroisse de Notre-Dame) et même je m'étais prononcé dans ce sens, mais l'opposition forte que ne tarda pas de soulever cette intention auprès des habitants d'Echternach sans distinction entre les paroissiens de la succursale et ceux de l'église principale me força à abandonner mon projet à moins de vouloir troubler la paix de la ville pour longtemps et de susciter au curé primaire des difficultés insurmontables . . .“

(Fortsetzung folgt)

**GESCHICHTE DER KONGOMISSION  
von P. Jacques Steffen SCJ**

**Fünftes Kapitel: IN ERWARTUNG DER SCHWESTERN (Fortsetzung)**

Und so kam es, daß der Bau der neuen Kirche viel eher als geplant in Angriff genommen wurde. Im Monat Februar schon wurde

*„der Grundstein zu einer neuen Kapelle gelegt, die ganz aus Ziegelsteinen gebaut werden und 30 Meter Länge auf 9 Meter Breite haben soll“.*

In einem Brief an P. Rasset meldete P. Grison am 3. März 1900 ebenfalls, daß der Bau einer Kapelle und eines Hauses aus Steinen und Ziegelsteinen in Angriff genommen wurde<sup>5</sup>. Wenn man dann aber unter dem 7. November 1900 in den „Annales“ liest, daß an dem Tag, dem Fest des heiligen Willibrord, die Arbeiten an den Fundamenten der Kirche begonnen wurden<sup>6</sup>, dann weiß man nicht mehr, was wann begonnen wurde. Verständlich ist diese letzte Eintragung nur, wenn man sie so versteht, daß an dem Tag eine Art Grundsteinlegung vorgenommen wurde, oder wenn man annimmt, daß die im Februar begonnenen Arbeiten aufgegeben und vielleicht an einer anderen Stelle im November wieder aufgenommen wurden. Diese zweite Vermutung ist aber recht unwahrscheinlich, denn einmal schrieb P. Grison am 6. Juni an seine Eltern, daß die Säulen der neuen Häuser zusehends in die Höhe wachsen<sup>7</sup>, und zum anderen erwähnte die Oberin der Schwestern am 26. Oktober 1900, daß

*„die im Bau begriffene Kirche neben dem Strom noch lange nicht fertig sei“.*<sup>8</sup>

Zudem wurde die Kapelle am 6. Juni des folgenden Jahres, dem Fronleichnamsfest, in Gebrauch genommen. Sie war zwar noch nicht ganz fertig, aber man konnte schon die heilige Messe darin feiern<sup>9</sup>. Hätte man erst am 7. November damit begonnen, die Fundamente auszuheben, wäre die Kirche am 6. Juni nicht soweit fortgeschritten gewesen, daß man sie hätte benutzen können. Dafür war der Bau zu groß, und dazu mußten auch noch andere Bauarbeiten zur gleichen Zeit dringend ausgeführt werden. Darum wird wohl am 7. November zur Feier des Namenstages von Pater Willibrord, dem bei weitem ältesten Missionar, eine kleine Grundsteinlegungsfeier stattgefunden haben.

Die dringenden Bauarbeiten, die oben erwähnt wurden, waren der Bau eines Heimes für die Mädchen, die vorläufig in

dem für die Schwestern bestimmten Gebäude untergebracht waren. Denn von Brüssel war die Nachricht gekommen, daß die Schwestern nicht mehr lange auf sich warten lassen würden. Also mußte eine andere Unterkunft für die Mädchen errichtet werden. Diese Häuser wurden, wie schon oben angedeutet, wegen Mangels an Zeit und Material, aus Flechtwerk und gestampftem Lehm gebaut. Das war die Arbeit von P. Grison, dem drei Gruppen Arbeiter dafür zur Verfügung standen. Daneben hatte er auch die Aufsicht über drei Gruppen größerer Waisenkinder, die für die Feldarbeit zuständig waren: Beete von Erdnüssen, Mais, Süßkartoffeln, Maniok usw. anpflanzen und jäten.

\* \* \*

Das Waisenheim war bis dahin auch die größte Sorge und zugleich das Hauptbetätigungsfeld der Bekehrungsarbeit der Missionare, Pater Reelick ausgenommen, der in Stanleyville sehr großen Zuspruch fand unter den Soldaten und den schwarzen Arbeitern. Anfang März 1900, zweieinhalb Monate nachdem er dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, kamen schon über 300 Katechumenen regelmäßig jeden Tag zum Katechismusunterricht<sup>10</sup>. Eine ziemlich undeutliche Eintragung in den „Annales“ läßt vermuten, daß er auch schon eine Anzahl Katechumenen getauft hatte. Wörtlich ist dort zu lesen:

*„18-19 mars: Stan-Baptêmes: Aux Falls, la situation est florissante“.*<sup>11</sup>

Kein Zweifel, daß die Lage in Stanleyville zu großer Freude Anlaß gab: über 300 Katechumenen waren beinahe ebenso viele Leute wie Kinder im Waisenheim von Saint-Gabriel wohnten, nämlich 400 am 27. April<sup>12</sup>. Diese letzte Eintragung zeigt auch, daß die Bewohnerzahl des Waisenheimes Schwankungen unterlag. Man braucht nur daran zu denken, daß in den Monaten November-Dezember 1899 zwischen 600 und 700 Kinder auf der Mission lebten<sup>13</sup>. Also wurden nicht nur neue Waisenkinder ins Waisenheim eingewiesen, wie z. B. am 21. April 1900 28 Knaben und 8 Mädchen<sup>14</sup>, sondern es waren vorher auch eine Anzahl Waisen von Saint-Gabriel wieder nach anderen Waisenheimen geschickt worden, ohne Zweifel, weil der Staat sich davon Re-

chenschaft gegeben hatte, daß das Heim überfüllt war. Oder waren die 300 Kinder, von denen P. Grison in seinem Brief vom 19. November 1899 an Herrn Thiery gesprochen hatte<sup>15</sup>, vielleicht doch niemals angekommen, und hatte er vergessen, diesen Umstand aufzuzeichnen?

Von den 400 Kindern waren Ende Januar 1900 hundertdreißig getauft<sup>16</sup>. Drei Monate später, am Karsamstag, erhielten 45 weitere Kinder die heilige Taufe<sup>17</sup>. Am Gründonnerstag hatten 14 Kinder die erste heilige Kommunion empfangen. Es war das dritte Mal in diesem Jahr, daß eine solche Feier stattfand<sup>18</sup>. Am Ostersonntag wurden weitere fünfzehn Kinder zur heiligen Kommunion zugelassen<sup>19</sup>. Die Karwoche des Jahres 1900 war übrigens die erste, die in Saint-Gabriel feierlich begangen wurde<sup>20</sup>, bestimmt, weil es das erste Mal war, daß so viele Missionare auf der Mission lebten: drei Patres und ein Bruder, um die liturgischen Gesänge zu versorgen, und weil die Zahl der Christen schon recht stattlich war.

### 1. Ausbau der Mission

Die Arbeiten an dem neuen Haus schritten auch voran, wohl nicht allzu schnell, denn sowohl der Baumeister als die Maurer mußten ja das Handwerk noch lernen, und mancher Mauerteil wird zu Anfang wieder niedergerissen worden sein, weil er nicht lotgerecht gebaut war. Trotzdem war der Bau nach Ostern schon soweit gediehen, daß man die Herstellung der Fenster in Angriff nehmen mußte. Pater Grison entschied sich für gotische Fenster. Denn er fand, daß die Schwarzen einen Unterschied sehen sollten zwischen

#### Spenden

##### Für Leprakranke

Anonym 5.000; Esch/Alzette 1.000

##### Für die Missionen

Kayl 500; Anonym 10.000 – 20.000; Metzlerlach – Don vun de Massendinger 20.000; Colmarberg 300; Junglinster 4.000

##### Für Priesterberufe

Nocher 1.000; Rodershausen 3.100

##### Tägliches Brot für die Missionare

Diekirch 2.000; Wolwelage 1.000

dem Haus der Mission und den Häusern der anderen Weißen. Bestimmt hat er aber auch an die Kirche gedacht, die ja auch schon im Anbau war, und wollte er feststellen, ob es ihm gelingen würde, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln gotische Fenster zu verfertigen. Er verbrachte den ganzen Tag des 20. April damit, Bögen und Rosetten zu zeichnen als Vorlage für die Fenster, die Bruder Vitus im Holz herstellen sollte, während Pater Tillmann die Umrahmung aus Ziegelsteinen bauen würde<sup>21</sup>. Der neunte Mai war der große Tag, der die Probe aufs Exempel bringen mußte: das erste gotische Fenster wurde eingesetzt, es gelang alles nach Wunsch, und es gefiel ihnen sehr gut<sup>22</sup>.

Bei der vielen Arbeit, die sie leisteten, und in ihrer Unerfahrenheit mit dem Klima ist es nicht zu verwundern, daß die Missionare sehr oft krank wurden. Sogar in den heißesten Stunden des Tages gönnten sie sich keine Ruhe. Pater Tillmann im besonderen brachte es nicht fertig, drei Wochen zu verbringen, ohne einige Tage das Bett hüten zu müssen. Hatte er sich wieder einmal zuviel zugemutet in seinem Arbeitseifer, oder wie auch immer, am 28. April lag er wieder einmal krank im Bett, und diesmal folgte Bruder Vitus seinem Beispiel und legte sich auch für ein paar Tage hin. Es war nicht das erste Mal, und auch nicht das letzte, die Anfälle wurden immer heftiger, und beide sollten nach nicht allzulanger Zeit gezwungen sein, den Weg nach Europa anzutreten. In der Zwischenzeit aber leisteten sie noch recht wertvolle Arbeit, und Pater Tillmann im besonderen sorgte durch seinen lebenslustigen Charakter für willkommene Entspannung und Fröhlichkeit in der Gemeinschaft.

## 2. Drei neue Außenposten

Der Einfluß von Saint-Gabriel und von P. Reelick blieb nicht beschränkt auf die

Missionsstation und auf die Leute von Stanleyville. Ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Ortschaften lag das Dorf Apache, bewohnt von Sklaven der Araber, die mit der Waffe in der Hand gefangenengenommen worden waren, denen man aber die Freiheit geschenkt hatte unter der Bedingung, daß sie Felder für den Staat anlegen würden. Aus diesem Dorf stammte auch der erste Waisenknabe, den P. Grison aufnahm, Ngeleza Joseph. Und sie waren es, die die ersten Rodungsarbeiten ausführten an dem Ort, wo die Mission gebaut werden sollte. Heute besteht das Dorf nicht mehr, denn an seiner Stelle wurde um die Mitte der zwanziger Jahre das Spital von Stanleyville errichtet. Die meisten Bewohner dieses Dorfes werden zu der Zeit schon im heutigen Stadtteil Tshopo gewohnt haben, um näher bei der Stadt zu sein, die sich immer mehr ausdehnte und immer mehr Schwarzen Arbeitsplätze anbot<sup>23</sup>.

Von diesem Dorf schrieb Pater Grison am 17. Mai 1900, daß schon viele Kinder die Gebete und den Katechismus kennen<sup>24</sup>. Wenn es auch nicht ausdrücklich vermeldet wird, so liegt es doch auf der Hand, daß diese Kinder regelmäßig dem Unterricht auf der Mission beigewohnt hatten, denn wo hätten sie sich sonst dieses Wissen angeeignet? Aber noch hatte keines dieser Kinder die Taufe erhalten, ob schon sie sich größere Opfer auferlegen mußten als ihre Kameraden aus dem Waisenheim, die regelmäßig getauft wurden. Das wird sie wohl gewurmt haben, und mehr als einmal werden sie an die Patres herangetreten sein mit der Frage, wann denn sie getauft werden dürften. Ihre Ausdauer hatte wenigstens zur Folge, daß Pater Grison zur Erkenntnis kam, es sei an der Zeit, diesem Dorf einen Katechisten zu geben. Zum ersten Mal geht davon die Rede am 10. Mai 1900 in einem Brief an P. Rasset<sup>25</sup>. Acht Tage später war es dann soweit. Ngeleza ging seither

jeden Tag in das Dorf, in dem er als Sklave gelebt hatte und aus dem er zu Pater Grison geflohen war, um seine Landsleute in die Grundwahrheiten des Christentums einzuführen<sup>26</sup>. Um ihren Katechisten stets bei sich zu haben, bauten die Leute von Apache ihm ein schönes Haus<sup>27</sup>, und Ngeleza ging dorthin wohnen. Dieser Posten wurde „Saint-Léon“ genannt zu Ehren von Pater Dehon, dessen Taufname Léon war. Unnötig zu sagen, daß dieser Name, wie alle andern gleichgearteten Namen, die zu Anfang gegeben wurden, längstens vergessen ist.

Es wird ungefähr kurz nach Beginn des Jahres 1900 gewesen sein, als Oberstleutnant Henry an P. Grison herantrat mit der Bitte, seinen ausgedienten Soldaten die Erlaubnis zu geben, sich auf der Mission anzusiedeln. Wie alle früheren Soldaten hatten sie keine Lust, wieder in ihre Heimatdörfer zurückzukehren und sich der Autorität der Stammeshäuptlinge zu unterwerfen – sie waren Wangelima aus der Gegend von Banalia – und zudem wollten sie sich zum Christentum bekehren. Aber auf der Mission waren zu der Zeit schon 400 Waisenkinder, und es mußte auch noch Platz übrigbleiben für das christliche Dorf, das zu der Zeit schon zwischen zwanzig und dreißig Familien zählte und sich noch weiter ausbreiten würde. So gingen die Soldaten auf die Suche nach einem Platz, der nicht allzu weit von der Mission entfernt wäre und der Ausbreitung der Mission trotzdem nicht im Wege stünde. Sie fanden ihn ungefähr eine Stunde flußabwärts von der Mission, an der Stelle, die heute Simisimi heißt, und wo sich jetzt der Umschlaghafen und das Brandstofflager von Petrozairé befinden. Als diese Anlagen eingerichtet wurden, wurde das Dorf vom Fluß weiter nach dem Inland verlegt. Aber bis dahin sollten noch eine ganze Reihe Jahre vergehen.

<sup>5</sup> „Le Règne du Coeur de Jésus“, 1900, S. 344.

<sup>6</sup> *Annales de Saint Gabriel lez Falls*, 7.11.1900.

<sup>7</sup> „Le Règne du Coeur de Jésus“, 1900, S. 503. – Mit den „Säulen der neuen Häuser“ können nur das Wohnhaus und die Kirche gemeint sein, da sonst kein anderes aus Ziegelsteinen zu errichtendes Haus im Anbau war zu der Zeit, die Lehmhäuser aber keine Säulen aufweisen.

<sup>8</sup> FMM: *Annales de Sainte Adèle*, S. 634.

<sup>9</sup> *Annales de Saint Gabriel lez Falls*, Juli 1901.

<sup>10</sup> „Messenger“, *Octobre 1900*, Nr. 6, S. 672.

<sup>11</sup> *Annales de Saint Gabriel lez Falls*, 18-19 mars 1900.

<sup>12</sup> *Annales de Saint Gabriel lez Falls*, 24.4.1900.

<sup>13</sup> „Messenger“, *Avril 1900*, Nr. 12, S. 572/5: – „Das Reich des Herzens Jesu“, 1901, S. 341.

<sup>14</sup> „Das Reich des Herzens Jesu“, 1901, S. 344.

<sup>15</sup> „Messenger“, *Avril 1900*, Nr. 12, S. 572/575.

<sup>16</sup> „Messenger“, *Octobre 1900*, Nr. 8, S. 678.

<sup>17</sup> *Annales de Saint Gabriel lez Falls*, 15.4.1900.

<sup>18</sup> „Messenger“, *Novembre 1900*, N. 7, S. 680.

<sup>19</sup> *Annales de Saint Gabriel lez Falls*, 15.04.1900.

<sup>20</sup> *ibidem*.

<sup>21</sup> *Grison an Rasset*, 13.5.1900; „Messenger“, *Novembre 1900*, Nr. 7, S. 681.

<sup>22</sup> *ibidem*.

<sup>23</sup> FMM: *Annales de Sainte Adèle*, S. 689.

<sup>24</sup> *Annales de Saint Gabriel lez Falls*, 17.5.1900.

<sup>25</sup> „Messenger“, *Novembre 1900*, Nr. 1, S. 682.

<sup>26</sup> *Annales de Saint Gabriel lez Falls*, 18.5.1900.

<sup>27</sup> *Tillmann: Rapport sur la Mission des Falls*, „Messenger“, *avril 1901*, Nr. 12, S. 763.

## Neues und Wissenswertes aus der Medizin

### Vorsicht beim Pilze- und Beerensammeln

Auch in Luxemburg wurde in verschiedenen Gegenden des Landes der Fuchsbandwurm bei Füchsen festgestellt. Und dieser Fuchsbandwurm kann auf den Menschen übertragen werden und eine Krankheit, die „Alveolare Echinokokkose“, verursachen. Diese Krankheit gilt als die gefährlichste Parasitose in Europa. Ein einziger Fuchs kann bis zu 200 000 erwachsene Würmer beherbergen, ohne sichtbar krank zu sein. Von Zeit zu Zeit werden Endglieder der Würmer abgestoßen und mit dem Kot ausgeschieden. Die Weiterverbreitung der Eier erfolgt über Tiere (wie Fuchs, Hund, Katze, Insekten), Sie verunreinigen u. a. Waldbeeren, Pilze und die Erde. Im menschlichen Darm geschlüpfte Larven durchbohren die Darmwand und lassen sich vom Blutstrom in die Leber treiben, wo sie Zysten bilden. Bemerkbar machen sich diese erst nach 5 bis 15 Jahren durch Bauchschmerzen. Folgende Vorsichtsmaßnahmen sollten Sie beachten:

- Keine tiefhängenden Waldfrüchte essen (besondere Vorsicht bei Kindern);
- Beim Sammeln von Waldbeeren und Pilzen sollte man Handschuhe tragen. Die Früchte dürfen zu Hause erst nach Erhitzen über 60° C gegessen werden. Wichtig ist auch, die Hände nach dem Zubereiten der Waldfrüchte zu waschen;
- Wo Füchse sich aufhalten, können auch Gemüse, Obst usw. verunreinigt sein;
- Halter von Hunden und Katzen sollten darauf achten, daß ihre Tiere keine Feldmäuse oder Bisamratten fressen. Der Kot der Haustiere kann beim Tierarzt auf Fuchsbandwürmer untersucht werden. Daneben kann der Kot auch auf Spulwürmer, Salmonellen, Toxoplasmose bei Katzen (Gefahr für Schwangere) und auf den Hundebandwurm untersucht werden.
- Besonders strenge Vorsichtsmaßnahmen sind bei jedem Kontakt mit Füchsen einzuhalten.

Besteht ein Infektionsrisiko (besonders groß ist es für Jäger, Förster, Landwirte), sollte regelmäßig das Blut auf Antikörper untersucht werden, und dies besonders nach jedem verdächtigen Kontakt.

Kurz zusammengefaßt: Mit dem sofortigen Genuß von frischen, selbstgeplück-

ten tiefhängenden Waldbeeren und Pilzen sollte es vorbei sein! Sie dürfen erst nach Erhitzen über 60° C gegessen werden, da sonst eine Infektion mit dem Fuchsbandwurm droht.

### Hepatitis-A-Impfung

Eine häufige Reisekrankheit ist die Hepatitis-A: Leberentzündung mit Gelbfärbung der Haut und der Augen, weißem Stuhlgang, dunklem Urin und ausgesprochenem Krankheitsgefühl. Die Inkubationszeit liegt bei 10-40 Tagen und die Krankheit dauert 4-8 Wochen (selten bis zu 18 Monaten). Die Krankheit ist häufig in Ländern, wo die hygienischen Umstände fragwürdig sind. Der Erreger wird durch verseuchtes Wasser oder Nahrungsmittel, besonders Milch, Salate und Austern übertragen.

Seit einigen Monaten gibt es die Impfung gegen die Hepatitis-A. Empfehlenswert ist die Impfung für Personen, die viel in Gegenden reisen, wo die hygienischen Umstände schlecht sind, wie Afrika, Asien, Orient, Mittel- und Südamerika und näher bei uns, der Mittelmeerraum.

### Rauchen: Todesursache Nr. 1

Krebsforscher, WHO-Experten und Epidemiologen aus England, der Schweiz und den USA hatten sich zum Ziel gesetzt, endlich genauere Daten über die Sterblichkeit im Gefolge des Rauchens zu erarbeiten. Die Forscher fanden heraus, daß zur Zeit knapp 20% aller Todesfälle auf das Konto des Rauchens gehen, und dieser Prozentsatz ist im Steigen begriffen. Während 1965 in den Industrienationen noch weniger als 1 Million Menschen den Folgen des Rauchens erlagen, waren es 1975 1,3 Millionen und 1985 schon 1,7 Mio. Die für 1995 hochgerechnete Zahl liegt bei 2,1 Mio. (darunter 590 000 Fälle von Lungenkrebs). Über die Hälfte dieser Todeskandidaten sind 35- bis 69jährige; wer schon in diesem Lebensalter von den Folgen des Rauchens dahingerafft wird, verliert im Schnitt 23 Jahre seines Lebens. Von allen Krebstodesfällen sind in unserem Jahrzehnt bereits ein Drittel dem Rauchen anzulasten. Dagegen können sich die Nichtraucher darüber freuen, daß ihre Sterblichkeitsrate stetig sinkt, die Krebssterblichkeit mit eingeschlossen.

Dr. Sch.

„Gottseen!“ hu mir als Kanner ëmmer gesot, wann ee genéizt huet. Dëst Wuert (eigentlech sin et der jo zwee) seet schon e ganze Koup iwver de Segen aus. De Segen soll eis Gesondhet oder besser Hel, e bessert Liewe schenken. Doniewt gi mer och gewuer, wien a Wierklechkeet ëmmer seent, nämlech den Herrgott. Haut soe mer meeschtens „Gesondheet!“ wann een néitz; dat as nët schlecht, awer dach vill manner wéi e Segen.

Dat laténgesch Wuert benedicere bedeit, datt beim Senen eppes Guddes gesot gët. Och an der Bibel, wéi kënt et anescht sin, gi mer ganz vill iwver de Segen gewuer. D'Wierder „Segen“ oder „senen“ fanne mer 495mol an den Texter vum Alen a Neien Testament. Den éischte Segen scho ganz am Ufank (Gen 1, 23) as fir d'Déieren (Waasserdéieren a Vullen): „Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und vermehrt euch, und bevölkert das Wasser im Meer, und die Vögel sollen sich auf dem Land vermehren.“ Hei geet et ganz klor ëm méi wéi Gesondheet. Grad esou och beim Segen fir déi éischt Mënschen (Gen 1, 28): „Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehret euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch, und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen.“ Hei soll de Segen bewierken, datt Mënschen an Déieren Liewe weiderschenken an datt d'Mënschen d'Verantwortung fir d'Auswirkunge vum Segen huele sollen. Dës zwee Segen stin um Ufank vun eppes, wat geschaaf gouf. Deen drëtten Segen gëllt engem Dag, dem siwente vun der Schöpfung (Gen 2, 3): „Und Gott segnete den siebten Tag und erklärte ihn für heilig, denn an ihm ruhte Gott, nachdem er das ganze Werk der Schöpfung vollendet hatte. „Duerch de Segen gët de siwente Dag helleg, eng Qualitéit, déi mir haut der Zait ëmmer manner zougestoen. Ech mengen, all Segen as geduecht fir méi helleg, d.h. méi Hel ze maachen. All Segen huet zudéifst eppes mam Liewen ze doen, dem Liewen op der Äerd, awer och dem Liewen nom Dout an datt en eis beglede soll. Um siwente Dag seent den Herrgott den Ofschloss, d'Enn vun enger bestëmmter Aarbecht resp. enger bestëmmter Zait. Firwat soll en do nach senen? Mee as nët all Enn och nees en Ufank vun eppes Neies? Sou gët z.B. de Jakob jo och no séngem gewonnenen Kampf beim Floss Jabbok geseent. An däer Perspektiv dierft een och d'Sene vum Krautwësch oder vun de Griewer gesin.

# Gottseen!

Bei der Berufung vum Abraham seet den Herrgott (Gen 12, 3): „Ein Segen sollst du sein. Ich will segnen, die dich segnen.“ De Mënsch kritt souzesoen d'Vollmuecht fir och ze senen, fir dem Herrgott säi Segen weiderzegin. An domat fänken d'Problemer un. De Mënsch ka sech nämlech dacks nët enthalte fir de Segen zu séngem materielle Profit oder sénger Muecht iwwert d'Matmënschen ze mëssbrauchen, wéi z.B. beim Erstgeburtsségen an der Episod vum Isaak, Jakob an Esau. Dat bedeit nët méi an nët manner wéi datt de Mënsch ganz virsichtig mam Segen ëmgoe sollt, souwuel wann hien e kritt wéi wann hien e weidergët. De Segen as iwwerengs eppes wéi e Bumerang, wann ee richtig dermat ëmgeet. Hie kënnt vum Herrgott a soll iwwer de Mënsch, un deem en an Erfëllung get, nees un den Herrgott zeréckgoen. Dann eréischt kënne mir mat dene ville Mënschen aus der Bibel, dem Melchisedek als éischten (Gen 14, 20), soen: „Geseent bas du, Herrgott!“

Am ganzen Alen Testament gi vum Text hir nëmme Mënschen, awer keng Saache geseent. Dat geschitt eréischt am Neien Testament, wou de Jesus Brout a Fësch (z.B. Lk 9, 16) a Brout a Wäin (z.B. Lk 24, 30) seent. Et as ganz secher keen Zoufall, datt hie grad Liewesmittel seent. Bei Brout a Fësch bewierkt de Segen eng Vermehrung (sou wéi am Alen Testament bei de Mënschen an Déieren) an e stëllt e puer dausend Leit den Hunger, en erhält se um Liewen. Dat geseentent Brout an de geseente Wäin vum leschten Abendmahl sollen Hel iwwer dëst Liewen eraus bewierken. An denen 2000 Joer derno as et dun zu enger schéiner Inflation vu geseente Saache komm (vun Auto, Autobunn, Blummen iwwer Honn, Kazen, Käerzen bis zu Wisen, Wunnéngen an Zich). Wann de Segen Liewen an Hel bewierke soll, da kann een eigentlech och näischt dergéint hun, datt Saachen, déi dozou baidroen, och geseent gin. Alles hänkt dovun of, wat fir e Sënn mir deem Segen gin a wéi mer da mat dene Saachen ëmgin. Mir kënne Felder sene loosse, well si eis et erlaben dran ze schaffen, Liewesmittel ze produzéieren an zu engem bessere Liewen fir eis selwer an eis Matmënschen baidroen. Dobäi sollte mer eis awer bewosst sin, datt dat Feld, eis Aarbechtskraaft an dat wat wüsst Geschenker vum Herrgott sin. Wien de Segen als eng Garantie fir e fette Kaar-

schnatz an en décke Portmonni ugesäit, huet nët allzevill dervu verstan. Sou as de Segen um Auto och keng Garantie derfir, datt een ongestrooft mat 200 an der Stonn iwwer d'Stroossen düssen dierf. All Segen as e Geschenk vum Herrgott, den Ausdrock vun sénger Léift zu eis Mënschen. Duerfir solle mir och d'Verantwortung fir dat Geschenk iwwerhuelen. Un eis läit et, ob de Segen séng Früchten dréit an nees dohin zeréckgeet vu wou en hierkoum.

No all deem, wat bis elo gesot gouf, dierft et klor sin, datt de Segen e Geheimnis as an och weiderhi bleift. Dat as gudd esou, well d'Geheimnisser sin d'Follement vum Liewen. Leider mecht e Geheimnis dem Mënsch Angscht. Fir déi Angscht Meeschter ze gin, probéiert hien dat Geheimnis auszedecken, et an eng Form ze bréngen. Dat nennt en dann e Ritual. Fir de Segen gin et vill Ritualer: mat der Hand d'Zeeche vum Kräiz iwwert d'Leit maachen, si mat Waasser sprutzen, hinne mam Daum e Kräiz op d'Stir zeechnen, d'Hänn iwwert een oder eppes halen asw. De Ritual gët vun engem Mënsch vollzun, dee geweit as. Duurch d'Wei gët dee Mënsch eingeweiht, d.h. op d'Eenheet, op den Herrgott geweit. Hie gët an eng aner Uerdnung opgeholl, hien gët e Mëttelmann tëscht dem Herrgott an eis an dëser Welt. An sénge priesterleche Fonktionen gebraucht e geweite Mënsch Symboler, déi eis d'Geheimnisser méi däitlech maachen, déi hinnen eng Form gin, déi mer gesin, fillen oder upake kënnen. Och déi Symboler, Saachen aus eisem daagdeegleche Liewen, gi geweit: si gin aus hirer natierlecher Uerdnung erausgeholl a kréien eng nei, göttlech Bedeutung. Dat gängecht Symbol fir de Segen as d'Waasser, beim Blasiussegen sin et Käerzen, Äschermëttwoch sin et Äschen, bei ville Sakramenter as et Uelech asw.

## Wir gedenken unserer Verstorbenen

Bettembourg: Welter-Neuman Guillaume

Dudelange: Barthels Mathias

Esch-sur-Alzette:

Chinetti-Piazza Louise

Schomer-Prommenschenkel Marguerite

Vichten: Colbach Marguerite

*Diese Liste wurde am 20. Oktober 1992  
abgeschlossen.*

E Ritual as fir vill „opgekläert“ Leit Hokuspokus. Si mengen d'Geheimnisser kënnten all geléist gin, et wier alleffalls eng Fro vu Suen an Zäit. Dat as en Zeeche vu geeschteger Aarmut an eiser Zäit. Sënnvoll Ritualer (z.B. Beicht, Sonn-desrou . . .) gi leider ëmmer méi verluer. Dat as kee Wonner an enger Welt, déi sech ëmmer méi ausschliesselech no materielle Wäerter riicht. Och d'Kiirch as nët onschëlleg un däer Situatioun. Vill Ritualer goufen ofgeschaf, an nei Forme goufen de Leit nët klor genuch gemaach. Duerfir gin der da vill déi Ritualer op aner Plazen, z.B. a Sekte sichen. Dacks gin och bewosst, sënnvoll Ritualer duerch onbewosstter ersat. Duerfir leiden haut dann ëmmer méi Mënschen ënnert neurotesche Symptomen (Wäsch- a Botzswang, Kontrolléierzwang asw.). Ritualer, déi op däer enger Säit verdrängt gin a lues a lues verschwannen, kommen dacks anzwousch anescht a vill méi enger sënnloser Form nees zum Virschein (an der Medizin, am Sport, an der Disco, an de Schoulen, am Verkéier).

Zum Schluss as et vläicht interessant, ze kucken, wéi dem Herrgott séng éischt dräi Segen an der Welt vun haut wierken. Fir d'Déieren schéngt d'Wierkung jiddeffalls verluergang ze sin, et stierwen ëmmer méi Aarten aus. Och de Sonndeg as fir ëmmer méi Leit ëmmer manner helleg. Bei de Mënsche schéngt en, wa mer d'Bevölkerungsexplosioun kucken, an Erfëllung gaang ze sin, wéinstens wat d'Quantitéit ugeet. Ech kënnt mer awer virstellen, datt den Herrgott och Qualitéit (z.B. Liewesqualitéit) an de Segen geluecht hat. A wem séng Schold as et dann elo, datt do eppes schiif goug? Selbstverständlech dem Herrgott an dem Segen séng. Et dierft trotzdem nët vu Muttwëll sin, wa mer och haut nach den Herrgott ëm sai Sege froe géifen. An déi schéinst Wierder fir e Segen, fannen ech, si wäit iwwer 2000 Joer al a goufen dem Moses vum Herrgott selwer gesot (Num 6, 24-26):

Den Här soll dech senen a behidden, e soll säi Gesicht iwwer dech lichte loosse an dech a sénger Gnod halen, e soll op dech kucken an dir säin Heel schenken.

Charel KRANTZ

P.S.: Zu gudder Schluss nach eng Präisfro: Wat as dat lescht, dat Jesus gemaach huet, éiert hien an den Himmel opgeholl gouf?

(D'Äntwert steet bei Lk 24, 50)

